This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49586
37
100
(1)

49586.37.100

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

6 4/K

Maria Antonia,

oder

Dresden vor hundert Jahren.

Maria Antonia,

oder

Dresden vor hundert Jahren.

Zeitbild

von

Amely Bölte.

Die wahre Religion ist die Pflichterfüllung,
das beste Gebet die That.
Gutzkow's, Zauberer von Rom.

Erster Band.

Prag, 1860.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

49586.37.100 v.1

HARVARD COLLEGE
AUG 20 1926
LIBRARY
Ward fund
(3 vols)

Prag, Druck von Jarosl. Pospíšil.

Meinem verehrten Freunde,

Herrn

Oberbibliothekar und Hofrath

Klemm,

für die mir vielfach bewiesene Güte, in Ertheilung seines mir werthvollen Rathes und dem Nachweis geschichtlicher Quellen,

den aufrichtigsten und wärmsten Dank

Dresden den 1. September 1859.

der Verfasserin.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel. Die Brautfahrt 13
Zweites Capitel. Der erſte Kuß 24
Drittes Capitel. Der Beichtvater 42
Viertes Capitel. Die Sprüche Salomo's 55
Fünftes Capitel. Der rückſtändige Sold 77
Sechstes Capitel. Die Kuchenfrau von Blaſewitz . . 92
Siebentes Capitel. Fauſtine oder Mingotti 102
Achtes Capitel. Die Meſſe in Leipzig 117
Neuntes Capitel. Das Adagio in der Oper Demofronte 136
Zehntes Capitel. Wollen und Können 155
Elftes Capitel. Der Künſtler und ſein Modell . . . 170
Zwölftes Capitel. Die Geiſtererſcheinungen 181

Maria Antonia,

oder

Dresden vor hundert Jahren.

Erſter Theil.

An meine Leſer.

Sie haben meinen erſten Verſuch, Ihnen ein Frauenleben auf geſchichtlichem Hintergrunde als Bild ihrer Zeit zu ſchildern, ſo wohlwollend und mit einer ſo ſchmeichelhaften Anerkennung aufgenommen, daß ich dadurch ermuthigt eine zweite Arbeit derſelben Art unternommen. „Frau von Staël“ führt die Bezeichnung „Biographiſcher Roman“. Die Benennung legt meiner Arbeit eine Deutung unter, nach der man ſie ſogleich als mißlungen bezeichnen könnte; denn ich habe der Phantaſie in keinem Punkte geſtattet über die Thatſachen hinaus ſich zu verlieren, noch eine künſtleriſche Geſtaltung im Auge gehabt. Ich wollte einfach nur Geſchichte ſchreiben und die Perſonen auftreten laſſen wie ſie waren. Ich trug nicht einmal Wahrheit und Dichtung im Sinne, ſondern nur Wahrheit. Darum auch war ich beſorgt, es möchten dem Leſer meine Schilderungen langweilig erſchienen ſein, und erſt nachdem ich von vielen Seiten gehört, es leſe ſich dies Buch

so unterhaltend wie ein Roman, habe ich mich überzeugt, daß auch als Unterhaltungslectüre ein wirkliches Leben den Stoff bieten kann. Um so freudiger habe ich nun die Studien zu einem neuen Frauenleben unternommen, mit dem ich mich diesmal auf deutschem Boden befand, und so Vieles, was ihm angehörte, in nächster Nähe besaß. Wurde meine Arbeit damit auf der einen Seite schwieriger, so gewann sie auf der andern an Interesse, das sich nur steigerte, je mehr ich damit fortschritt, und Zeuge wurde von dem ersten Erwachen unserer Literatur, dem Cultus der schönen Künste, dem mächtigen Drange nach Wissen.

Ob es mir gelungen, eine geistreiche Fürstin auf einem solchen Hintergrunde in Farben zu schildern, die ihr genugsam ähnlich sind und den Leser für mein Bild erwärmen, das vermag ich nicht zu bestimmen. Nur wünschen darf ich, daß, was mich lebhaft in Anspruch nahm, auch den Antheil Anderer verdienen und vor Allem — mir in meinen Lesern Freunde erwerben möge!

Dresden den 1. Juni 1859.

Amely Bölte.

Erstes Capitel.

Die Brautfahrt.

Die Junisonne leuchtete hell vom wolkenlosen Himmel herab, und schmückte die Wälder und Fluren unseres schönen deutschen Vaterlandes mit doppeltem Reize; das Korn stand schon hoch, in den Hecken blühte die wilde Rose, auf den Wiesen schnitt der Landmann das duftige Gras zur ersten gesegneten Ernte: da fuhr, es sind jetzt hundert Jahre, ein Postzug die einsame Landstraße des nördlichen Baierns hin, der sächsischen Grenze zu. Lustig verkündigte des Posthorns munterer Schall das Nahen der langen Reihe von Equipagen, und die Arbeiter auf dem Felde, die Knechte und Mägde, ließen einige Minuten lang die Sichel ruhen, um neugierig dem bunten Zuge nachzuschauen. —

Ein prächtiger Staatswagen, gezogen von vier herrlichen Rossen, von Dienern, Reitern und Gefolge umgeben, fesselte vor allem die erstaunten Blicke.

„Wieder eine Prinzessin!“ riefen sie aus, aber ohne zu ahnen, woher die Reisende komme, noch wohin sie gehe. Auch wurde ihnen dies vorüberfliegende Räthsel nicht leicht gelöst; denn es kamen damals die Zeitungen noch nicht, wie heute, bis in die ärmste Hütte, noch war das Studium des Lesens eine so allgemeine Beschäftigung. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land war eine weite Entfernung, und was wir als Spazierfahrt eines Tages betrachten, galt damals für eine große Reise.

Der Staatswagen fuhr seines Weges; bald entschwand er dem Auge, und Niemand erfuhr, wohin er gekommen. In ihm saß ein junges Mädchen, das mit achtsamen Blicke Alles überschaute, was sich ihr am Wege bot. Sie hatte das Wagenfenster zur Rechten herabgelassen und bog sich häufig vor, um noch besser zu sehen. Die Gegend, die Menschen, Alles kam ihr neu; ja selbst den Himmel und die darüber hinziehenden Wolken und Wölkchen fand sie der Betrachtung werth; denn, ist gleich die blaue Decke über uns allüberall dieselbe, nennt sich gleich die Erde überall des Herrn, so ist das Auge des Schauenden doch gar oft ein anderes, und jede neue Lage, jeder erfüllte Wunsch und jede getragene Hoffnung läßt uns Welt und Menschen durch eine neue Brille beschauen.

Fürstentöchter wachsen mit dem Gedanken auf, ihr künftiges Lebensloos durch die Politik des Landes bestimmt

zu ſehen, das ſie geboren hat, und dem eigenen Herzen bei der Wahl eines Gatten keine Stimme zugeſtehen zu dürfen. Sie werden früh daran gewöhnt, ſich als für den Staat geſchaffen, ſich als Mittel in der Hand der Vorſehung zu betrachten, wodurch ihre unerforſchlichen Wege erfüllt, deren großen Zwecke erreicht werden ſollen. Das Schickſal fordert von ihnen das Opfer ihrer Perſon und ſie unterwerfen ſich ſeinem mächtigen Ausſpruche.

Maria Antonia Walpurgis, Churprinzeſſin von Baiern und Enkelin Kaiſer Joſef's I., befand ſich jetzt auf dem Wege, ihre Beſtimmung als Fürſtentochter zu erfüllen.

Leichten Herzens wandelte ſie die uns herbe ſcheinende Bahn; denn ſie bildete ſich ein, den Churprinzen von Sachſen, den ſie nie geſehen, dem ſie aber durch Procuration ſchon vermählt war, zu lieben. Sie hatte in lebhaftem Briefwechſel mit ihm geſtanden, und aus ſeinen Worten ſein ſchönes Gemüth, ſeine edle Geſinnung kennen gelernt; im Vertrauen darauf reiſte ſie ihm jetzt muthig entgegen. —

Er iſt nicht ſchön, er beſitzt einen ſchwachen Körper, er hat lahme Füße *), ſagte ſie ſich; aber er iſt ein guter Menſch, er wird mich lieben lernen und mir ein treuer Gatte ſein. Ich werde dereinſt durch ihn und mit ihm

*) Weber, Maria Antonia Walpurgis.

über das schönste Land Germaniens herrschen, ich werde an einem der glänzendsten Höfe Europas durch Beschützung der schönen Künste mir einen Namen gewinnen, der mich unsterblich machen wird. Was braucht es mehr zu meinem Glücke? —

Sie hatte eines heiteren Jugendlebens genossen, und blickte darum auch heiter in die Zukunft. Am Hofe ihres Vaters, des Churfürsten Karl Albrecht und späteren deutschen Kaisers Karl VII., fehlte es nicht an Lustbarkeiten. Dem Beispiele Ludwig's XIV. folgend — diesem Verderber aller Höfe Europas, suchte er nur seiner Regierung Glanz zu verleihen, die Künste in seinen Sold zu ziehen, ohne zu überlegen, ob ein kleines und nicht reiches Land die Mittel dazu auch erschwingen könne. Was Rom unter Augustus, was Frankreich unter Ludwig XIV. war, sollte Baiern unter Karl Albrecht sein, und diese Aera seines Glanzes hatte die Jugend Maria Antonia's umgeben, diese Huldigung der schönen Künste ihre Wiege umstanden; so vorgebildet, sollte sie jetzt Dresden betreten, das unter August dem Starken zu einem zweiten Paris heraufgeblüht war, und durch den Glanz seines Hofes, seine Kunstschätze und seine Oper Fremde aus allen Theilen der Erde in seinen Mauern sah *).

*) Wraxall's Memoirs.

Die Eindrücke der ersten Jugend sind unvertilgbar und tragen ihre Farben auf alle spätern Lebensverhältnisse über. Was dem Knaben zur Gewohnheit ward, von dem wird der Mann nicht lassen. — Eigenschaften können wir einem Kinde nicht geben; Gewohnheiten aber zieht es an, wie ein Kleid, und trennt sich dann nicht mehr davon.

Maria Antonia war für den Schein erzogen, und der Schein wurde daher ihr Lebenselement.

Ihr Vater, Karl Albrecht, hatte sich einen Kaisersaal erbaut, der an Nero's goldenes Haus erinnerte. Noch heute zeigt man in München sein Paradebett, an dem zwei Centner Goldes verschwendet sind. — Karl Albrecht hatte seiner würdig darin zu ruhen geglaubt; als man es Napoleon zum Nachtlager anwies, dankte er und befahl daneben sein Feldbett aufzuschlagen.

Karl Albrecht starb 48 Jahre alt und hinterließ seinem Sohne, Max Josef, das Kaiserthum mit einer Schuldenlast von 40 Millionen. Das störte seinen Erben nicht. Auch er liebte die Künste, und namentlich die Musik, und bedauerte darum den Verlust einer Schwester, welche in dem Punkte so ganz mit ihm übereinstimmte.

Glänzende Feste gingen ihrer Abreise vorauf; denn, obwohl es ihrem Herzen weh thun mochte, sich von Mutter, Bruder und Vaterland zu trennen, so blieb diese

Trennung immer ein freudiges Ereigniß, das man nicht froh genug begehen zu können meinte.

Der Churfürst von Sachsen hatte, als König von Polen, eine bedeutende Stellung unter den europäischen Mächten zu gewinnen gewußt und den Glanz seines Hauses erst kürzlich durch die Verheirathung von zwei Töchtern, die Königin von Neapel und die Dauphine von Frankreich erhöht. Diese neuen Verbindungen steigerten nun noch den Werth einer Allianz mit der sächsischen Fürstenfamilie.

So viel Glanz die Hofhaltung in München auch aufwandte, so groß der Luxus der Feste, so bedeutend die dort aufgehäuften Kunstschätze auch waren *), so durfte es noch keinen Vergleich mit der Hauptstadt des Churfürstenthums Sachsen begehren. Dresden galt zu jener Zeit für ein kleines Eldorado **), es war im gewissen Sinne das Auge Deutschlands zu nennen. Und dabei war es nicht einmal eine eigentlich deutsche Stadt, dabei war das Germanenthum hier fast gar nicht vertreten. Die an der Elbe blühenden Künste waren auf einem fremden Boden emporgewachsen, die Lieder, welche man hier sang, in einer fremden Zunge gedichtet. — Obgleich man hier das

*) Bianconi, Vertraute Briefe.
**) Lady Wortley Montague.

wohlklingende, das „liebliche Teutsch“ *) redete, das damals für die höhern Klassen eine fast fremde Sprache zu nennen war; so bediente sich doch der Hof namentlich nur des Französischen, und ein deutsches Theater existirte nicht einmal. Ebenso wie die römischen Kaiser am liebsten griechisch sprachen, während Schriftsteller und Dichter jenes schöne Latein schrieben, das noch heute unserer Jugend zur Vorbildung der Sprache dient; ebenso mißachteten deutsche Fürsten das Deutsche, zur Zeit, wo unsere Literatur ihrem Glanzpunkte entgegen strebte.

Maria Antonia Walpurgis, auferzogen für den Cultus der schönen Künste, freute sich die deutsche Stadt zu betreten, wo jene sich eine Heimath gegründet. Als nahe Verwandte des sächsischen Fürstenhauses, war sie vertraut mit Allem, was die Hofhaltung August's III. betraf, und auch ohne ihre Tante, die Churfürstin, persönlich zu kennen, war sie durch die Beschreibungen ihrer Mutter hinlänglich mit ihrem Wesen und ihren Eigenthümlichkeiten vertraut, um sogleich mit Sicherheit in die rechte Stellung zu ihr treten zu können. Sie kannte vor allem den Stolz der Churfürstin von Sachsen auf die Abkunft von der österreichischen Kaiserfamilie, eine Schwäche, die sie mit ihrer Schwester, der verwitweten

*) Churfürstin von Baiern an ihre Tochter Maria Antonia.

Churfürstin von Baiern theilte, so wie bei Beiden der Haß gegen die Kaiserin Maria Theresia der gleiche war. Sie, die Töchter Josef's I., sollten gegen die Tochter seines jüngern Bruders zurück stehen — diese Nothwendigkeit verziehen sie ihrer Cousine während ihres ganzen Lebens nicht.

Von ihrer Mutter war Maria Antonia mit den weisesten Rathschlägen entlassen, und besonders noch ihr anempfohlen worden, dem Hasse gegen das Haus Oesterreich getreu zu bleiben. Die Tochter nahm diese Ermahnungen hin, wie Töchter meistens solche Lehren hinzunehmen pflegen, d. h. sie hörte sie geduldig an, und versprach sich innerlich, nach ihrem eigenen Ermessen zu handeln und vor allem das Interesse ihres neuen Vaterlandes und damit ihr eigenes als Hauptziel im Auge zu behalten. —

Abschiedsfeste, Audienzen und viel eitles Gepränge ließen sie jedoch nicht lange bei solchen ernsten Gedanken verweilen.

Eine Fürstin darf nur wenig sich selbst gehören und in sich hinein leben; an ihrem innern Menschen kann sie nur selten bilden, denn Alles ruft sie auf, dem äußern Leben sich zu widmen und sich Dingen hinzugeben, welche ihr nur wenig Antheil abgewinnen. Ihre so oft beneidete Stellung erkaufen sie durch die größte Selbst-

verleugnung, und könnte der Neid nur immer ſehen, wie ſchwer ihnen das Lächeln wird, womit ſie der Welt entgegentreten, während das Herz oft ſo betrübt iſt, ſo würde ſich mancher Tadel in warmes Lob, in aufrichtige Bewunderung und Theilnahme verkehren.

Wer nur einen Seelenſpiegel hätte, würde ſchnell die Entdeckung machen, wie unendlich gleichmäßiger die Güter dieſes Lebens vertheilt ſind, als der Schein es annehmen will; denn das Glück wohnt immer nur in dem eigenen Herzen, in dem mit ſich und ſeinem Thun zufriedenen Gemüth, in dem mit Gott und Welt zufriedenen Sinn. Seide oder Lumpen können dieſem keinen Abbruch thun. —

Mit jener graden Haltung, welche Prinzeſſinnen von Kindheit auf ſorgfältig zu pflegen haben, ſaß Maria Antonia in ihrem vergoldeten Wagen und fuhr erwartungsvoll ihrem künftigen Schickſale entgegen. Sie zählte dreiundzwanzig Jahre. Das iſt ein Alter, wo man noch ſo viele Wünſche für die Zukunft hegt und mit ſo gutem Glauben ihrer Erfüllung entgegen ſieht. — Immer näher kam man der ſächſiſchen Grenze, und immer erwartungsvoller leuchtete das kluge blaue Auge der Prinzeſſin. Sie zog jetzt aus ihrer Taſche eine goldene Doſe hervor, nahm eine Priſe, und betrachtete dann das in dem Deckel angebrachte Portrait eines jungen Mannes, der,

mit Orden und Sternen geſchmückt, in blauem geſtickten Hofkleide, ſie freundlich anlächelte. Leiſe preßte ſie die Lippen darauf, drückte den Deckel dann zu und ließ die Doſe wieder in die Taſche gleiten.

Er ſoll nicht hübſch ſein, ſprach es leiſe in ihr, aber er iſt gut, er iſt ehrlich, er wird mich lieben, hoffe ich, und dann bin ich gewiß, ſeine glückliche Gattin zu werden. — Wenn nur das erſte Begegnen vorüber wäre! Ich bin nicht hübſch, er weiß das; dennoch aber könnte er ſich ein zu günſtiges Bild von mir entworfen haben, und die Enttäuſchung in ſeinen Mienen zu leſen, würde mich ſchmerzen. — Doch, ich will nicht verzagen! Dem Muthigen folgt das Glück, das beweiſt mein Held, der prächtige Friedrich.

Bei dieſer Wendung ihrer Gedanken waren die Wolken von ihrer Stirne geſchwunden. Sachſen und Preußen lagen ſo nahe aneinander; wie leicht konnte ſie von Dresden nach Berlin kommen und den König kennen lernen, wie leicht auch konnte er ſie in ihrer Reſidenz beſuchen! — Das Blut ſtieg in ihre Wangen, als ſie ſich ausmalte, wie ſie mit Friedrich von Voltaire ſprach, wie ſie mit ihm muſicirte, wie ſie ſeine oder ihre Compoſitionen ſpielte und er ihr Spiel auf der Flöte begleitete. — Wie glücklich die Fürſtin, welche das Lebensloos eines ſolchen Mannes theilen durfte! — Warum auch gab es

in der weiten, weiten Welt nicht einen zweiten Fürsten, wie dieser Friedrich, und dieser Eine, warum war er Protestant? —

Solche Jugendträume und jugendliche Phantasien kürzten ihr die Zeit während der oft langweiligen Fahrt. Abwechselnd hing sie dann auch ernsten Gedanken nach. Vor allem hatte sie ja heute zu überlegen, was sie auf jede möglich e Anrede Passendes und Schickliches erwiedern könne, wie sie sich ausdrücken müsse, um den Sachsen zu gefallen, um auf Alle einen günstigen Eindruck hervorzubringen und sich den Weg zu steigender Popularität zu bahnen. — Sie spielte gerne Comödie, gab so gerne eingelernte Rollen, wie also sollte sie sich nicht bemühen, die ihr von der Pflicht vorgezeichnete mit so viel Geschick als Grazie darzustellen! —

„Nur schön möchte ich sein, wenigstens diesen einen Tag möchte ich es sein," seufzte sie dabei vor sich hin, und richtete einen halb vorwurfsvollen Blick zum Himmel. Da fiel ihr Auge auf die am fernen Horizonte auftauchenden, fest gezeichneten Wolken, und bevor die Ahnung ihres Herzens noch das Wort gesprochen, hielt der Wagen an und eine Stimme rief ihr zu: „Das ist das Erzgebirge, Königliche Hoheit; dahinter liegt Ihr neues Vaterland!"

Zweites Capitel.

Der erſte Kuß.

Es war Mittag geworden, bevor Maria Antonia am folgenden Tage bei Oelsnitz die ſächſiſche Grenze überſchritt. Im Namen ihres neuen Vaterlandes ward ſie hier von dem Hofmarſchall von Raknitz begrüßt und ihr der für ſie mitgebrachte Hofſtaat vorgeſtellt. Damit war zugleich auch ausgeſprochen, daß ihr eigenes Gefolge ſie nun verlaſſen müſſe, daß die Stunde der Trennung geſchlagen habe.

Jeder Abſchied hat ſein Peinliches. Mit einem wehmüthigen Zucken um die Lippen wünſchte die Prinzeſſin ihren treuen Dienern ein Lebewohl und reichte ihnen zum letzten Male die Hand zum Kuße. Hinter ihr lag ihr Vaterland, dahin kehrten jene nun zurück; ſie aber mußte, in Begleitung ihr fremder Menſchen, in ein fremdes Land einziehen und dort ihr neue Gewohnheiten annehmen. — Dieſe aber fallen uns oft grade am ſchwerſten. —

Nur ihrem Friſeur war es aus beſonderer Vergünſtigung geſtattet, ihr zu folgen, weil er, wie ſie behauptete, ihr unſchönes Geſicht durch ſeine Kunſt in das vortheilhafteſte Licht zu ſtellen wußte *), und ſie darum

*) Weber, Maria Antonia Walpurgis.

nur ungerne sich einer fremden Hand bei ihrem ersten Erscheinen vertrauen wollte.

„Graf von Pregissiny," rief sie dem von Baiern sie begleitenden Commissarius noch als letztes Wort zu, „empfehlen Sie mich meiner geehrten Frau Mutter und melden Sie ihr, daß ich glücklich unter Ihrer Obhut die Grenze meines neuen Heimathslandes überschritten habe, und mit frohem Muthe meiner Bestimmung entgegen gehe. Auch Ihrem Herrn, meinem Bruder, entbieten Sie meinen schwesterlichen Gruß." Damit bestieg sie den für sie bereit stehenden Wagen, nickte Allen ein Lebewohl zu und entschwand dem Auge des mit Rührung ihr nachblickenden Gefolges.

Rasch zogen sie die Pferde über Berg und Thal ihrem in großer Erregung erwarteten Ziele zu. Immer mehr breitete sich das glückliche Sachsenland vor ihren Blicken aus, immer reicher entfalteten sich dessen fruchtbare Fluren, deren Cultur auch damals schon eines begründeten Rufes genoß.

Die junge Fürstin war nun sich selbst überlassen, war von heute an auf den eigenen Rath angewiesen, um die ihr neuen und schwierigen Lebensverhältnisse nach ihren Wünschen zu gestalten. Sie hatte die schwere Aufgabe zu lösen, durch Erscheinung zu imponiren und doch zugleich

auch zu fesseln, sie hatte die Würde der Prinzessin mit der liebenswürdigen Freundlichkeit der Frau zu verbinden.

In allen Städten, größeren und kleineren, waren Ehrenpforten für sie erbaut und festlicher Empfang für sie vorbereitet. Ihre Kenntniß der deutschen Sprache that ihr hier erwünschte Dienste, um ihren neuen Unterthanen ihre Freude und ihren Dank aussprechen zu können. Ihr junges Herz empfand es wohlthuend, sich geliebt und gefeiert zu sehen, ohne daß sie diese Empfindung durch ein Bemühen hervorgerufen. Sie wandelte auf blumigen Pfaden dahin, über sich den blauen, wolkenlosen Himmel, vor sich eine Zukunft voller Lust und voller Wonne. Ihr war zu Muthe, als nenne sie die Welt ihr Eigen. —

Das Glück verschönt. Die erregte Miene, das leuchtende blaue Auge kleideten der Prinzessin so wohl, daß sie sich selbst kaum wiedererkannt haben würde. — In dieser Stimmung überraschte sie die Nachricht, daß der Churprinz, ihr Gemahl, sie in Oederan erwarte.

Das war eine Aufmerksamkeit von seiner Seite, auf die sie nicht vorbereitet gewesen. Ihr Herz klopfte hoch. Jetzt sollte sie ihn sehen, den Mann sehen, welchem sie ihre Hand gereicht, dem sie dem Namen nach schon angehörte! Jetzt sollte sie in seinen Blicken lesen, ob ihre Erscheinung ihn anziehe, ob nicht! Die nächste Minute sollte ihr Urtheil sprechen, das erste Wort von seinen

Lippen ihr verkündigen, wie ihr Lebensschicksal sich gestalten würde. Wer vermöchte ihr die Pein dieses Momentes nicht nachzuempfinden! —

Gewaltsam bemühte sie sich ruhig zu scheinen, gewaltsam entfernte sie aus ihren Gedanken die Erinnerung an Fürstinnen, deren unschönes Aeußere den Gemal für immer ihnen entfremdet. Sie wollte so gerne hoffen, und ach! in dieser Minute vermochte sie es kaum.

Da hielt der Wagen, der Tritt wurde herabgelassen, und der Churprinz von Sachsen, in festlicher Kleidung, mit Orden geschmückt, umgeben von den Herren seines Hofes, stand vor ihr und bot der Prinzessin die Hand zum Aussteigen. — Furchtsam und befangen wagte sie nur einen halben Blick auf sein Gesicht zu werfen, während sie ihre Hand in die seinige legte und ihr Fuß den Boden suchte; als sie nun aber die Erde erreichte, da zog er sie an seine Brust, legte seinen Arm um sie und begrüßte sie mit einem warmen Kuße *).

Wonnig durchrieselte es sie bei dieser Berührung.

„Gottlob!“ rief es jubelnd in ihrer Brust; „Gottlob!“ jauchzte die junge Gattin. Ein solches Ueberschreiten der Etikette, die lehrt uns der warme Impuls des Herzens. „Gottlob! und dreimal noch Gottlob!“

*) Weber, Maria Antonia Walpurgis.

Am Arm des Churprinzen betrat sie nun stolzen Schrittes den Gasthof zu den drei Schwanen. Er ging nur langsam ihr zur Seite, bewegte sich nur mit Mühe fort, stützte sich dabei sogar wieder auf seinen Hofmarschall, den Grafen von Metterbarth; aber — was lag ihr viel daran? — Er hatte ein Herz für sie, und das war ihr viel mehr werth, als ein paar gesunde Füße.

Die junge Churprinzessin sollte an diesem Orte die Nacht zubringen, während der Prinz nach Dresden zurückkehren sollte, um sie am folgenden Tage mit einem feierlichen Einzuge zu empfangen. Nur seine Ungeduld, sie zu sehen, hatte ihn heute ihr entgegen geführt; nur sein Wunsch, ihr gleich auf ihren ersten Schritten als Freund und Berather zur Seite zu stehen, dieses Begegnen bestimmt.

Auf seinen Wink zog sich jetzt ihr beiderseitiges Gefolge zurück und die jungen Gatten blieben allein. Der Churprinz hatte neben seiner Gemalin auf dem Sofa Platz genommen. Eine Pause entstand.

„Princesse!“ begann er, halb verlegen, nach einem Eingang suchend.

„So kalt, so feierlich?“ fragte Antonia enttäuscht, und sah mit niedergeschlagener Miene zu ihm auf. Dieser Blick gab ihm Muth, die Rinde der Etikette brach.

„Chère Antoine, chère epouse,“ fügte der Prinz

nun hinzu und ergriff die Hand seiner jungen Gemalin mit Wärme, um sie zärtlich an seine Lippen zu führen; „ich wünschte Ernstes mit Ihnen zu besprechen, darum das feierliche Wort. Was ich Ihnen brieflich nicht mittheilen wollte, nicht mittheilen konnte, das sollte diese Stunde Ihnen enthüllen. Dem Allen muß aber die Frage voraufgehen: Können Sie mich lieben, Antonia, so wie Sie mich jetzt sehen, mich lieben? — Können Sie sich daran gewöhnen, einem Gatten anzugehören, der, obwohl nur 24 Jahre alt, wie ein Greis Ihnen zur Seite wandelt, unfähig die Lust und die Freude der Jugend zu theilen, unfähig Ihr Beschützer zu sein? — Können Sie mir es verzeihen, Antonia, daß ich Ihrem lebensfrohen Sinn es zugemuthet, das Loos eines Mannes zu theilen, dem die Natur den Gebrauch seiner Füße versagt hat? Fühlen Sie keine Abneigung gegen mich, jetzt, da Sie mich so sehen?“

„Keine!“ erwiderte Maria Antonia, und sah ihn dabei mit ihren hellen Augen treuherzig an. „Keine, Prinz, so wahr ich lebe, keine! Es war mir nicht unbekannt, daß die Schwäche Ihrer Füße Ihnen das Tanzen nicht gestattete; aber was thut das mir, so lange ich die meinigen nur nach Gefallen gebrauchen mag, ohne in Ihrer Liebe dadurch zu leiden; so lange Sie mir nicht versagen, was Ihnen selbst nicht Bedürfniß ist.“

„Bei Gott, Prinzessin, nie und nimmer werde ich das," rief der Churprinz warm und eine Thräne zitterte dabei in seinem Auge; „nie und nimmer sollen Sie durch meine Gebrechlichkeit in Ihrem frohen Jugendmuthe behindert werden; nie und nimmermehr werde ich Ihnen Ihre zarte und hübsche Antwort von heute vergessen!" — Er zog ihre Hand bewegt an seine Lippen und verharrte eine Minute lang in dieser gebeugten Stellung, um sich zu fassen. Antonia neigte sich zu ihm. „Mein Herz dictirte meine Worte, und dieses Herz — gehört Ihnen," sagte sie schüchtern.

„Oh! So lassen Sie dieses liebe und schöne Herz immer mit mir reden," rief der Prinz tief bewegt, „und wahrlich, Antonia, Sie sollen dafür die Angebeteste der Frauen werden. Lassen Sie dieses getreue Herz Sie lehren, mir durch Wort und Blick nie zu verrathen, welch' ein Opfer Sie durch meine Hülflosigkeit mir zu bringen haben; und wahrlich! Ihr Loos soll dennoch beneidenswerth sein! — Jeder Wunsch Ihrer Seele soll, selbst unausgesprochen, schon gewährt werden, jeder Gedanke Ihres Geistes soll in mir ein Echo finden, jede Sorge, jeder Schmerz der meinige werden, ja mich doppelt treffen, weil er Sie trifft. Mit Rosen will ich Ihren Pfad bestreuen, will Sie auf Blumen betten. Sie sollen nicht allein über mich gebieten, nicht allein die Herrscherin in

meinem Herzen sein; auch meines Landes Fürstin will ich Sie nennen, und wenn ich einst den Thron besteige, werde ich Ihr erster Unterthan sein."

„Prinz," rief Antonia bewegt, „Sie rechnen mir zu hoch an, was einfach meine Neigung nur gebietet. Ich habe Sie aus Ihren Briefen lieb gewonnen, mein Herz gehörte Ihnen, bevor mein Auge Sie sah, und — es gehört Ihnen noch!" fügte sie erröthend hinzu.

Der Churprinz zog Ihre Hand zärtlich an seine Lippen. „Das ist mehr als ich erwartete, mehr als ich wünschen, mehr als ich hoffen durfte!" rief er feurig aus. „Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, Prinzessin, wie viel Glück Sie meinem Leben verleihen können! Ich stehe allein an diesem Hofe. Ein König blickt stets mit Argwohn auf seinen Nachfolger, das lehrt uns die Geschichte aller Zeiten; ich aber habe nicht allein meines Vaters Eifersucht zu scheuen, muß nicht allein um seinetwillen den Schein annehmen, als ob ich in diesem Lande ein Fremder wäre, als ob dessen Wohl und Weh für mich ohne Belang sei: ich habe, was viel schwerer noch ist, das wachsame Auge eines Brühl zu scheuen, dessen Argwohn meine Schritte durch seine Spione überwacht. Niemandem darf ich daher vertrauen in meiner Umgebung, gegen Niemand ein Wort des Vertrauens fallen lassen; selbst noch im Beichtstuhle muß ich meine Zunge überwachen. — Sie aber, Antonia,

sind von heute an so eng an mein Schicksal gekettet, daß vor Ihnen allein die verschwiegene Brust sich öffnen, vor Ihnen allein dies Herz sich seiner Bürde entledigen kann. — Unser Interesse ist das gleiche; was Sie trifft, trifft auch mich. Wir dürfen einander vertrauen, und wir müssen es auch, um uns gegenseitig eine Stütze zu sein. Darf ich auf diese Hingabe von Ihrer Seite rechnen?" Er sah sie zärtlich fragend dabei an.

„Ihr Vertrauen zu besitzen, mon très cher époux, wird mein höchster Stolz sein," erwiderte Antonia fest.

„Man wird Ihnen vielleicht schon zugeflüstert haben, Prinzessin, daß mich eine Neigung fesselte, als man mir von Seiten Ihres Hofes Hoffnung auf Ihren Besitz machte; und ist dies nicht geschehen, so darf ich darauf rechnen, daß von irgend einer Seite gar bald ein solches Gift in Ihr Herz geträufelt werde. Darum komme ich dessen Wirkung durch mein offenes Geständniß zuvor. Es ist vollkommen wahr, Antonia, ich habe ein Fräulein von Haßlang geliebt, habe ihr Bild Jahre lang in meinem Herzen getragen und nur nach schwerem Kampfe dieser Neigung entsagt; doch schon als ich Ihnen meine Hand bot, hatte ich abgeschlossen mit dieser Liebe, und von da an richtete ich nie ein Wort mehr an das Fräulein. — Sie werden Sie selbst kennen lernen, Prinzessin, denn sie besucht den Hof, und Sie werden sich überzeugen,

daß ein höflicher Gruß die ganze ihr von mir bewiesene Theilnahme ausmacht."

„Ich glaube Ihnen, Prinz," erwiderte die junge Frau gerührt von seiner Aufrichtigkeit, und reichte ihm versichernd die Hand.

„Ein Wort ist leicht gegeben, Prinzessin," fuhr der Churprinz erregt fort; „in meinem Falle werde ich es aber auch zu halten wissen. Die Grundsätze meiner Vorfahren sollen uns bei unserer Ehe nicht zum Muster dienen, die Hofhaltung meines Vaters und Großvaters von uns nicht nachgeahmt werden; so glanzvoll diese Periode auch für mein Vaterland war, so erlauben mir doch weder mein Charakter noch meine Grundsätze ein solches Leben zu führen, und ich rechne auch in dem Bezug auf Ihre Zustimmung."

„Ihr Wunsch und Wille wird mir Gesetz sein," erwiderte die Prinzessin ergeben.

„Nicht so," unterbrach sie der Churprinz. „Nicht Unterwerfung unter meinen Willen begehre ich von Ihnen; denn ich habe keinen Willen, Ihnen gegenüber zum mindesten keinen. — Was ich von Ihnen begehre, ist Hingebung; was ich bei Ihnen zu finden wünsche, ist Treue; was ich von Ihnen ersehne, ist Liebe. — Ich bin einsam aufgewachsen. Fürstinnen, Sie wissen es, finden nicht Zeit, Mutter zu sein, mein Vater liebte Polen weit mehr

als mich, und meiner Mutter ſtolzes Herz begehrte die Königskrone auf meines Bruders Haupt zu ſetzen und mich dem Prieſterſtande zu vermachen. Daß ich mich weigerte, ihr hierin nachzugeben, hat ſie mir noch nicht verziehen. Vielleicht würde ſie auf Sie noch dieſen Groll mit übertragen, wenn ſie in Ihnen nur die Tochter und nicht zugleich das Kind der eigenen Schweſter willkommen heißen müßte, und Sie durch die gemeinſame Abkunft aus dem kaiſerlichen Hauſe ihr ebenbürtig wären. Zugleich aber wird dies Ihre Stellung auch um ſo ſchwieriger machen, denn es wird Sie der Autorität meiner Mutter nun doppelt unterwerfen."

„Sorgen Sie nicht, mein theurer Gemal," erwiderte Antonia, und warf das gepuderte Haupt mit ihr gutſtehendem Selbſtbewußtſein in die Höhe; „ich bin zum Glücke nicht ſo jung und unerfahren, um meiner Tante, der Königin, nicht mit kluger Vorſicht entgegen treten und mir nach und nach meine Stellung gewinnen zu können. Auch vor dem Könige bangt mir nicht; denn er hat ein gutes Herz, iſt heiteren Sinnes und liebt die ſchönen Künſte. Dadurch hoffe ich ſchnell mit ihm in ein gutes Vernehmen zu treten. Nur allein dieſer Brühl macht mich beſorgt. Wir müſſen ihn als Freund gewinnen, oder ihn als Feind fürchten, und Beides iſt gefährlich. Sollte es denn nicht möglich ſein dem Könige die Augen über ihn

zu öffnen? Würde es seinen Stolz nicht kränken, zu erfahren, was ganz Europa weiß, daß nicht König August der Beherrscher seines Landes ist, daß Graf Brühl den Scepter für ihn führt?"

„Vergebliches Bemühen, Prinzessin. Meine Mutter haßt den Grafen und versäumt nicht den König gegen ihn einzunehmen; er aber hört nicht auf sie, hört auf Niemanden, der ihm von Geschäften reden will. — Der König haßt die Arbeit, liebt nur den Genuß, und findet bei Brühl die stets gefüllte Kasse zur Befriedigung der sonderbarsten Wünsche. Man kann einen Minister nicht stürzen, der seinen Fürsten auf solche Weise zum allmächtigen Gebieter macht."

„Und doch ließ er sich so lange bitten, Ihrem Gesandten in München die kleine Summe Geldes zur Veranstaltung der Vermählungsfeierlichkeiten zukommen zu lassen," sagte die junge Prinzessin nachdenklich.

„Weil diese Vermählung nicht in seinem Interesse war. Er fürchtet Sie, Antonia. Der Ruf sagt von Ihnen, daß Sie vielen Verstand besitzen und an Geist alle Fürstentöchter unserer Zeit weit überragen. Graf Brühl möchte lieber eine weniger begabte Gattin an meiner Seite sehen."

„Die Fama nimmt nicht immer die Wahrheit in den Mund, mein lieber Prinz," versetzte Antonia mit einem

reizenden Lächeln, „und so hat sie denn hier in einer ihrer Launen mich nur darum gerühmt, um mich gefürchtet zu machen. Ich kann ihr dies nur so lange verzeihen, als diese Wirkung sich nicht auch auf Sie erstreckt.“

„Mich hat es nun stolz gemacht, stolz auf Ihren Besitz,“ erwiderte der Prinz und nahm Abschied.

Von den mancherlei Eindrücken des Tages ermüdet, suchte Maria Antonia bald die Ruhe. Bald senkte ein gesunder Schlaf ihre Lider und liebliche Traumgebilde umgaukelten ihren Sinn mit wechselnden Scenen aus ihrer Zukunft. Schon spielten der Sonne helle Strahlen durch die dicht zugezogenen Fenstervorhänge, als sie erwachte.

„Heute also!“ rief es in ihr, während ihre Hand rasch die auf dem Tische stehende Schelle suchte, um ihre Kammerfrauen herbeizurufen.

Lustig sangen die Vögel draußen ihr Morgenlied, während Maria Antonia eilig die prunkenden Gewänder anlegte. Eine Minute lang lauschte sie dem fröhlichen Gezwitscher; dann kehrten ihre Gedanken zu den Sorgen dieses Tages zurück, der noch so Vieles von ihr forderte.

In dem großen, goldumrahmten Toilettenspiegel erblickte sie sich selbst, nicht strahlend von Glück, sondern hochroth vor Erwartung und innerer Aufregung. Sie seufzte leise, als sie wahrnahm, wie übel ihr das stehe.

Doch, wie dem mächtigen Schlagen des Herzens gebieten, wie das liebliche, unbefangene Lächeln auf ihre Lippen zaubern, durch das sie die Menge gewinnen sollte?

Sie fühlte jetzt zum ersten Male die schwere Last der auf ihr ruhenden Pflichten.

Die Wagen warteten bereits. Es galt kein Zaudern, galt kein Ueberlegen mehr, denn die Minuten dieses Tages waren gezählt, jeder Schritt war schon berechnet.

Im großen Garten wollte die ganze königliche Familie sie bewillkommen. Dort harrte August III. ihrer im Gartenpalais, begleitet von seiner Gemalin und den Prinzen seines Hauses, so wie von den sämmtlichen Ministern. Reichthum, Uniformen, Sterne, Glanz der Toiletten waren hier in ihrem reichsten Maße entfaltet. Der Churfürst von Sachsen und König von Polen war noch immer ein schöner und stattlicher Mann. Maria Antonia ward sichtlich überrascht durch seine Erscheinung und wollte, sich ehrfurchtsvoll vor ihm verneigend, seine Hand an ihre Lippen führen; er aber richtete sie auf, hauchte mit wahrhaft königlichem Anstand einen Kuß auf ihre Stirne, und wandte sich dann gegen seine Gemalin, um ihr die junge Fürstin vorzustellen. Mit steifer Etikette begrüßte die Königin-Churfürstin ihre Nichte, die neue Tochter. Dann traten die Prinzen des Hauses näher, von denen der älteste, Prinz Xaver, erst 16 Jahre zählte,

der zweite aber, Karl, durch seine aufgeweckte Miene und seinen Apollokopf die junge Fürstin lebhaft für sich einnahm.

Graf Brühl, der sich bis jetzt hinter seinem Herrn gehalten, wurde nun zum Handkuß vorgelassen. Neugierig musterte Maria Antonia den mächtigen Minister, der jetzt mit schlauer Demuth die ihm dargereichten Fingerspitzen an seine Lippen führte, und sich dabei mit so viel Anstand als Grazie verneigte, daß sie den vollendeten Hofmann sogleich in ihm erkannte und bewunderte. Ihr Auge begegnete dem seinigen, es war als wolle Jeder in des Andern Blicke erspähen, was seiner Zukunft drohe, was hier zu hoffen, was zu fürchten sei. Allein schon war die vergönnte Minute vorüber. Die Glocken der Kirchen begannen ihr Spiel, die Kanonen donnerten von den Wällen der Stadt, Hörnerklang und Pauken riefen, dazu das Summen der Tausende von Menschen, welche, um Zeuge dieser Feierlichkeit zu sein, von nah und ferne herbeigeströmt waren.

Wie ein Rausch wirkte dies Alles auf die junge Prinzessin und ließ sie ihrer Angst vergessen. Gleich dem Schauspieler, der nur bei dem Bravo eines gefüllten Hauses seine Rolle spielen kann, so auch fühlte sich Maria Antonia durch dies Wogen und Treiben über sich selbst hinaus gehoben.

Wie aber zu jener Zeit eine Fürstentochter in die Hauptstadt Dresden einzog, davon haben wir heute keinen Begriff mehr.

Unter Kanonendonner, Glockenläuten, Pauken- und Trompetenklang bewegten sich langsam 64 Staatswagen dem Seethore zu, begleitet von 21 Kameelen, 48 Maulthieren *), englischen und polnischen Pferden, 24 königlichen Wagen, einer Schwadron Garde du corps, Hoflakaien, Schweizer, Haiducken und Hofnarren, und inmitten dieses weit ausgedehnten, bunten Zuges, der von Sammet und Gold strotzte, befand sich in einer offenen, von 8 perlenfarbenen Hengsten gezogenen Leibcarosse die junge Churprinzessin, im fürstlichen Schmucke, mehr stehend als sitzend, und nickte nach allen Seiten. Wie müde sie war, wie betäubt von dem Lärm, wer fragte sie danach? — Sie mußte nicken und dankbar scheinen für ein Willkommen, das man nicht ihr, sondern dem Prinzipe des legitimen Fürstenhauses, das man der Königstochter darbrachte. —

Alle Häuser waren bis unter das Dach hinauf mit Zuschauern bedeckt. Fahnen wehten und Tücher, Vivats ertönten, und des Jubels war kein Ende. Langsam nur bewegte sich der Zug vorwärts. Die Menge von Kamee-

*) Klemm, Chronik von Dresden.

len fesselte die Blicke fast eben so sehr, wie die reich geschmückte Prinzessin in ihrer herrlichen, goldenen Carosse. Carabiniers machten den Schluß des Ganzen, und so wie diese vorüber waren, warf man die Vermählungsmünzen aus, auf welche das Volk sich dann mit gieriger Hast stürzte. Da nicht Jeder eine solche Münze erhaschen konnte, so ging es dabei nicht ganz friedlich zu, die Habsucht, der Neid, die Schadenfreude und Mißgunst, kurz alle bösen Leidenschaften trieben ihr Spiel und veranlaßten die buntesten Scenen.

Im Schloß wurde indessen Audienz ertheilt und Glückwünsche angenommen, worauf der Bischof von Krakau unter dem erneuerten Donner der Kanonen und vielfachen Gewehrsalven die feierliche Einsegnung des jungen Paares vollzog. —

Nun setzte man sich an die Tafel, an die sogenannte Braut- oder Ceremonientafel, und Maria Antonia, neben ihrem Gatten sitzend, konnte sich, wenn auch keinem vertraulichen Gespräche, doch ihren eigenen Gedanken überlassen und ihre neue Familie mit aufmerksamem Blicke mustern. Die Unterhaltung war allgemein; August III. sprach viel und gerne, sie durfte daher hören und die Zeit benutzen, sich innerlich auszuruhen und zu sammeln. —

Obwohl eine Fürstin, blieb ihr Schicksal doch immer ein menschliches, und ihre erste und nächste Beziehung

zum Leben war die der Frau und Gattin; wenn sie sich daher sehnte ihren Empfindungen nachhängen und mit dem Manne, dem sie angehörte, Worte der Liebe austauschen zu dürfen, wer mag es ihr verdenken? — Schlägt unter dem Purpurmantel das Herz doch nicht minder warm, wie wenn Lumpen es bedecken, und Königinnen bleiben immer doch auch Frauen. So gleichen endlich alle Lebensloose sich aus.

Erst lange nach Mitternacht verlöschten die Lampen, wurde es in den Straßen still, versiegten die springenden Fontainen mit rothem und weißem Weine, hörten Trompeten und Pauken zu tönen auf und die Müden suchten die Ruhe. Schweigen herrschte nun in der im tiefen Dunkel ruhenden Stadt, über die jetzt die Sterne blitzend heraufzogen. Nur in einem Gartenzimmer des Graf Brühl'schen Palais brannte allein noch ein einsames Licht. — Schon entkleidet wanderte hier der mächtige Minister unruhig in seinem Hauskleide von blauem Sammet mit goldener Stickerei geziert, umher, nachdem er seinen Kammerdiener längst entlassen. — Da blickte die Gräfin, den silbernen Nachtleuchter in der Hand, behutsam durch die Thüre.

„Noch auf?" fragte sie. „Ich glaubte Deinen Schritt zu hören, und schlüpfte hinunter, um meine Neu-

gierde zu befriedigen. Wie gefällt Dir die junge Prinzessin? Welchen Eindruck hat sie auf Dich gemacht?"

„Einen sehr schlimmen," erwiderte der Günstling, seine Brauen düster zusammen ziehend. „Sie ist gefährlich und mehr als gefährlich; denn — sie hat Verstand."

Drittes Capitel.

Der Beichtvater.

Der Hof hatte einen Rasttag angesetzt. Die vielen auf einander folgenden Feierlichkeiten erschöpften auch den Genußsüchtigsten, es mußte von Zeit zu Zeit eine Pause eintreten, um neue Kräfte zu neuen Vergnügungen zu sammeln. —

Gähnend erhob sich Graf Brühl, wie gewöhnlich, heute um die sechste Stunde *), und warf, nachdem sein Kammerdiener die schweren Damastvorhänge seines Schlafgemaches zurückgezogen, einen Blick auf den von einer goldenen Sonne beleuchteten Garten. Noch lagerte der Thau auf Gras und Blumen, und spielte darauf mit sei-

*) William's Memoiren.

nen hellen Augen. Die Vögel sangen ihr Morgenlied, die exotischen Gewächse dufteten, die Fontainen plätscherten mit eintönigem Murmeln belebende Frische. Die Elbe, zu Füßen seines Gartens, lag wie ein heller Spiegel da, geschmückt mit einzelnen Segeln; auf der großen Brücke suchte nur erst ein einsamer Karren seinen Weg. — Ueberall war noch Ruhe. Keine Menschenstimmen drangen an das Ohr, es war der Tag mit seinen Sorgen noch nicht heraufgezogen, es herrschte noch jene feierliche Sabbathstille, welche der Städter ach! nur zu selten auf sich einwirken läßt, denn sie erfüllt uns mit einer Andacht, wie keine Menschenworte es zu thun vermögen.

Der mächtige Minister ließ sein Auge auf der Umgebung ruhen, ohne daß er mit seinen Gedanken sah, was vor ihm lag; denn seine Stirne blieb sorgenvoll, sein Auge umwölkt und sein Blick mehr nach Innen, wie auf die Außenwelt gerichtet. Der helle Tag leuchtete keine heiteren Gedanken in sein Herz.

Da wurde mit leiser Hand die in sein Cabinet führende Portiére zurückgeschoben, und der Pater Guerini, der Beichtvater des Königs, stand vor ihm.

„Schon da!“ sagte Graf Brühl, sich umwendend, als er des Paters leisen Schritt vernahm, und trat mit ihm in das Cabinet, wo Beide auf vergoldeten Lehnsesseln neben einander Platz nahmen. „Ich glaubte, Sie würden

nach der Unruhe dieſer Woche das Bedürfniß empfunden haben, einmal auszuruhen, während meine Sorgen mich nicht ſchlafen ließen."

„Wie ſo?" fragte der Prieſter neugierig geſpannt.

„Sie wiſſen, daß ich die Prinzeſſin fürchte," ſagte Brühl mit halb leiſer Stimme.

„Nun ja, aber bis jetzt doch ohne poſitiven Grund," fiel der Pater ihm mit dem Ausdruck geſteigerter Neugierde in die Rede.

„Freilich, Thatſachen liegen nicht vor," fuhr Brühl fort; „aber nicht minder begründet iſt darum meine Sorge. Schon daß ſie für Frankreich geſinnt iſt, darf mich beunruhigen, da ich mich aus Gründen auf die Seite Oeſterreichs ſtellen muß."

„Dieſer Punkt ſcheint mir ungefährlich," erwiderte der Pater ſchlau, „da ja auch die Königin Oeſterreich haßt, ohne daß Ihnen je Schaden daraus erwachſen."

„Die Königin, ja; denn bei der iſt es perſönlicher Neid, ſie gönnt Maria Thereſia ihre hohe Stellung nicht, ſie mag ihre Couſine nicht ſich bevorzugt ſehen, und begehrt, als die Tochter des älteren Prinzen, ſelbſt Kaiſerin zu ſein. Dieſe Mißgunſt iſt ungefährlich; denn mit ſolcher Empfindung richtet man nichts aus gegenüber von errungenen Rechten; überdies würde unſere Königin mir nie

gefährlich sein, weil ihr der Kopf dazu fehlt. Aber — die junge Churprinzessin!“ —

„Nun?“ fragte der Pater ungeduldig aufhorchend; „nun, was ist es also mit der?“

„Sie hat — Verstand.“

„Wie — das ist Alles?“ rief der Priester erstaunt.

„Alles und schon zu viel. Eine Prinzessin, die Verstand hat, ist die gefährlichste Person der Welt. Verstand führt zu Ehrgeiz und auch zu Einsicht. Wir werden sie nicht täuschen können, wir müssen sie zu gewinnen suchen, sie muß sich auf unsere Seite stellen, oder — unsere Position wird fraglich.“

„Sie meinen das in allem Ernste?“ erwiderte der Priester kopfschüttelnd.

„In allem Ernste. Ueberlegen Sie nur, was eine Frau mit Verstand Alles ausrichten kann. Erstlich wird sie das Herz des Churprinzen gewinnen und ihn beherrschen. Zweitens wird sie den König durch ihren Geist und ihre Talente für sich einnehmen und einen Einfluß auf ihn gewinnen. Drittens wird sie sich um das Land bekümmern, das sie einst beherrschen soll, und ihr Ohr den Klagen nicht verschließen, schon aus Opposition gegen uns. — Wenn es uns daher nicht gelingt, sie unserm Interesse zu gewinnen, wenn sie uns nicht fürchten lernt, so haben wir mindestens eine schwierige Stellung.“

„Es mag wahr sein, was Sie da sagen," versetzte der Priester nachdenklich, und suchte in sich nach einem Rathe; „ich sehe dann aber nicht ein, wie wir unser Interesse zu dem ihrigen machen können, das ein ganz anderes Ziel haben muß, und weniger noch begreife ich, weshalb sie uns fürchten sollte, da wir die künftige Beherrscherin dieses Landes zu schonen doch jede Ursache haben."

„Ich habe den Punkt entdeckt, wo wir sie fassen können," sagte Brühl, dem Priester näher rückend und seine Lippen fest an dessen Ohr bringend. „Sie hat Schulden."

„Schulden?" fragte dieser eben so leise zurück.

„Ja, Schulden — Schulden, die sie mitgebracht hat — Schulden, die sie nicht bezahlen kann."

„Hm!" sagte der Priester und legte den Finger sinnend an die Lippen. „Aber sie hat auch Credit."

„Das wohl, wenn man ihre Gläubiger nicht veranlaßt sie zu drängen."

„Freilich."

„Saul hat mir in München Kundschafter gewonnen, durch die ich das bewerkstellige."

„Aber der Churprinz wird für seine Gemalin bezahlen, denn er betet sie an."

„Er wird bezahlen, so weit seine Mittel reichen,"

ſagte Brühl mit ſchlauem Lächeln. „Dann aber wird ſie ihn nicht immer auf's Neue darum angehen mögen, und wer einmal die Neigung hat über ſeine Mittel hinauszugehen, wer einmal geneigt iſt die Rechnung ohne den Wirth zu machen, der thut es wieder und wieder. Solche Leute ſind in dem Punkte unverbeſſerlich. Es iſt dies eine Schwäche und auch wieder eine Tugend des ſanguiniſchen Temperamentes. Man gibt, man kauft, man iſt freigebig, man iſt großmüthig, alles ſchöne Eigenſchaften der Seele; wenn nachher aber die Rechnungen einlaufen, ſo kann man nicht bezahlen. Daß die junge Fürſtin in dieſem Punkte weder weiſer noch vorſichtiger werde, muß unſer Bemühen ſein; denn nur auf dieſer Seite können wir ſie faſſen, nur hier die Mittel in die Hand bekommen, um ſie zu unterdrücken."

„Sehr klug erſonnen!" rief der Prieſter. „Aber wenn ſie nun in ihrer Verlegenheit Aushülfe von Ihnen verlangt, wenn Sie die Kaſſen auch für ſie plündern ſollen, wie Sie es für den König thun?"

„So thue ich es nicht," ſagte Brühl den Kopf aufwerfend. „Bei dem Könige iſt es mir ein Verdienſt ihm zu willfahren, denn er iſt der Herr; der jungen Churprinzeſſin aber ſtelle ich die Pflicht und mein Gewiſſen und des Landes Wohlfahrt entgegen — und borge ihr daneben aus meiner Privatkaſſe."

„Ah!“ rief der Priester, wie wenn ihm plötzlich ein Licht aufgehe.

„Sehen Sie es nun, wo ich hinaus will?“ rief Brühl mit dem Ausdruck befriedigten Selbstgefühles. „Sehen Sie nun, was ich im Schilde führe?“

„Ich sehe es!“ erwiderte Guerini, „und ich wünsche Ihnen Glück zu dem Plane, der Ihrer Combinationsgabe alle Ehre macht.“

„Das ist noch nicht Alles!“ versetzte Brühl den Kopf aufwerfend. „Während Saul für mich in München Kundschafter hält, hat Heinecke*) deren hier gewonnen, und zwar in der unmittelbaren Umgebung der jungen Prinzessin. Sie wissen, daß sie sich den baierschen Haarkünstler mitgebracht hat?“

„Ja freilich! Und den?“

„Nicht ihn; denn so ein ehrlicher Baier ist nur gut, um wie ein treuer Hund die Hand des Herrn zu lecken, der ihn füttert; ich konnte mich also seiner nur mittelbar und auf einem Umwege bedienen, indem ich eine hübsche Kammerzofe anstellte sein Herz zu gewinnen. Seiner Geliebten kann er nichts verschweigen, und diese steht in meinem Solde. — Da er täglich eine lange Zeit

*) Geheimsecretär, von geringer Herkunft, sprach daher kein französisch.

bei der Churprinzessin beschäftigt ist, so werde ich auf diesem Wege Vieles erfahren, und an die kleinen Fäden knüpfen sich dann größere an."

„Gut ersonnen. Aber nun sagen Sie mir auch, wie Sie sich jetzt persönlich zu der Churprinzessin zu stellen gedenken?"

„Wie ihr gehorsamer Diener. Ich schmeichle ihr, Sie aber müssen sorgen, daß die Königin keine Annäherung an ihre Schwiegertochter versucht; denn mit zwei Frauen ist schlimmer fertig werden, wie mit einer, und verbündet, würden sie uns das Leben nur noch mehr erschweren. Das junge Paar bleibe für sich und bilde einen Kreis für sich. In der unmittelbaren Nähe des Königs dulde ich Niemanden."

„Und Niemand wagt es auch, länger Ihnen diesen Platz streitig zu machen."

„Wenn nicht die Churprinzessin. — Ich hatte darauf gerechnet, daß ihre Häßlichkeit den König gegen sie einnehmen würde; aber weit gefehlt! — Sie ist so unterhaltend, geistreich und liebenswürdig, sie weiß die Menschen so geschickt bei ihrer schwachen Seite zu fassen, daß sie Alle gewinnt, die sie für sich einnehmen will. Als die Rede neulich auf Politik kam, sagte sie ganz unbefangen: sie liebe es nicht, wenn Frauen sich mit den Angelegenheiten des Staates beschäftigen, und doch ist es ganz

bekannt, wie lebhaft sie sich in Baiern dafür interessirte*), wie eifrig sie die Kaiserwahl ihres Vaters befördern wollte, und wie sehr sie es wünschte ihren Bruder denselben Weg einschlagen zu sehen. Sie will uns also über sich täuschen, das ist klar, und um so vorsichtiger müssen wir verfahren."

„Die Königin ist verstimmt darüber, daß die junge Churprinzessin durch ihre Talente so viele Lobsprüche von ihrem Schwiegervater erhält und daß Beide sich in schönen Worten gegen einander überbieten."

„Dachte ich's doch!" rief Brühl lachend. „Ja, ja! Das ist so Frauenart, Neid und immer wieder Neid, als Zwillingsbruder ihrer Liebe."

Jetzt klopfte es und ein Diener meldete den Geheimsecretär Walter. — „Zu so früher Stunde!" rief Brühl überrascht. „Wäre es Heinecke, so könnte ich es fassen; aber dieser Mensch mit seiner unerträglichen Ehrlichkeit**) wird mir nichts zu hinterbringen haben, das sich nicht auch später ausrichten ließe. Doch — er mag kommen!"

Der Gemeldete trat ein. Kalt empfing Brühl die tiefe Verbeugung des Mannes und fragte mit vornehm

*) Hanbury William's Letters.
**) William's Memoirs.

barſchem Tone: „Was wünſcht Er von mir zu ſo früher Stunde, Monſieur Walter?“

„Excellenz!“ verſetzte der ſo Angeredete ſtehend, und richtete ſein Auge treuherzig auf das Geſicht des allmächtigen Mannes, der müde und gähnend zu ihm aufſah, das Haar noch ungepudert, den Schlafrock nur nachläſſig übergeworfen, während der Geheimſecretär ſchon in voller Amtstracht war; „es droht Ihnen eine Gefahr, und ich komme Sie zu warnen.“

„Er ſcherzt!“ rief Brühl, während das Blut hochroth in ſeine Wangen ſtieg und er ſich ſtolz emporrichtete. „Was mir drohen kann, wird Er nicht wiſſen; es wüßte es denn zugleich die ganze Welt. — Doch, laß er mich hören, was Er zu ſagen hat, und dann kann man urtheilen, ob es ſich des frühen Ganges für ihn verlohnte.“

„Excellenz wiſſen, daß der Armee der Sold ſeit lange ſchuldig iſt und daß die Offiziere murren,“ fuhr der ehrliche Mann mit unerſchütterlicher Ruhe fort.

„Das iſt eine alte Sache! Weiß Er ſonſt weiter nichts?“ erwiderte der Miniſter unwillig.

„Excellenz wiſſen, daß der Graf Lenaid Ihr Feind iſt.“

„Wenigſtens ſcheint es ſo; denn er vermeidet mich und ſucht die Gunſt des Königs zu gewinnen, dem er gefällt, weil er vortrefflich tanzt, vortrefflich reitet und noch

besser schießt. Sind das die Eigenschaften, aus denen sich ein Minister machen läßt, so würde er meine Stelle gerne vertreten. Indessen — dazu kommt es sobald noch nicht. — Gut also! Nehmen wir an, Graf Lenaid*) sei mein Feind — obwohl ich nun grade auch nicht wüßte, wen ich an diesem Hofe als mir Freund nennen könnte — was soll das weiter besagen, Walter?"

„Es will sagen, Excellenz, daß ein Feind zu schaden sucht, und dazu oft leichter die Mittel findet, als ein Freund, um zu nützen. Es ist dem Grafen Lenaid also gelungen die Offiziere dermaßen aufzuwiegeln, daß sie entschlossen sind ihre Klagen hinter dem Rücken Eurer Excellenz vor das Ohr des Königs zu bringen, und daß ihnen die Gelegenheit dazu von ihrem Anstifter vorbereitet wird."

„Ah! Weiter nichts?" rief Brühl die Lippe aufwerfend.

„So dachte auch ich, Excellenz! Wenn man nur schnell einen Theil des rückständigen Soldes auszahlen könnte, so wären die Schreier für den Augenblick beruhigt, und mit der Zeit käme dann auch fernerer Rath."

„Wenn Er kein besseres Auskunftsmittel weiß, so kann ich seinen Rath nicht brauchen," sagte

*) William's Memoirs.

Brühl aufſtehend und in ſichtlicher Unruhe das Zimmer meſſend. „Muß dies auch grade jetzt mir über den Hals kommen — grade jetzt, wo ich ohnehin ſchon meine Noth habe! — Wenn ich nur wenigſtens erfahren könnte, wer dieſe Offiziere ſind, nur wenigſtens das wie? und wo? und wann? ihrer Abſichten zu entziffern vermöchte! — Aber freilich — Er wird mir dazu nicht verhelfen, Walter! Er beſitzt dieſe feinen Fühlfäden nicht, die aus halben Worten ganze Räthſel zu löſen wiſſen; dazu muß ich mir den Heinecke rufen laſſen.“

„Ich beſchwöre Eure Excellenz den ſichern Weg zu gehen und mit einer kleinen Summe die Leute zu beſchwichtigen; denn es iſt wahrlich nicht böſer Wille, ſondern Noth, was ſie treibt. Man borgt ihnen nicht länger, ſie können in ihrer Stellung ſo ganz ſchlecht nicht leben, und ſie wiſſen in der That nicht, wie ſie ihr Leben friſten ſollen. Es wäre daher wirklich in jedem Bezug das beſte, ſie durch eine kleine Summe zufrieden zu ſtellen; denn Noth kennt kein Gebot.“

„Sie ſoll aber ein's kennen, denn wozu wäre ich Miniſter? Sie ſoll ein's kennen. — Die Leute ſollen ſich der Nothwendigkeit fügen lernen; und der Bürger ſoll wiederum ihnen verabfolgen laſſen, was ſie bedürfen, das iſt das Volk den Vertheidigern des Vaterlandes ſchuldig. — Gehe Er jetzt zu Heinecke, unterrichte Er ihn von der

Sache und sende ihn mir wo möglich noch her, bevor ich mich zum Könige begebe. Ich kann mit ihm sprechen, während ich mich dann ankleide."

Walter empfahl sich und bewegte sich rückwärts dem Ausgange zu. Indessen ergriff Brühl die Schelle und ließ sie laut ertönen. Pater Guerini erhob sich, um sich zu entfernen. Als er aus dem Cabinete trat, kam ihm eine Dame eiligen Schrittes entgegen. „Ist mein Gemal schon bei der Morgentoilette, oder kann ich ihn noch sprechen?" fragte die Gräfin den Pater und schien höchst aufgeregt.

„Ich rathe Ihnen nicht jetzt einzutreten, denn eine sehr unangenehme Angelegenheit beschäftigt ihn," erwiderte der Priester abwehrend.

„Daß ich auch nie den Augenblick finden kann, wo er für mich und meine Kinder Zeit hat," seufzte die Gräfin. „Sie hatten mir versprochen ihn dem Einfluß der Magenska zu entziehen, Pater Guerini, und haben Ihr Wort schlecht gehalten; denn jede freie Stunde bringt er bei ihr zu. Während der König die Messe besucht, ist er dort, und jeden Abend widmet er ihrer Gesellschaft*), so daß ich ihn an manchen Tagen kaum erblicke."

*) Hanbury William's, englischer Gesandter bei August III.

„Ma fille," ſagte der Prieſter ſalbungsvoll; „wir Alle tragen unſer Kreuz, und wer es mit heiterer Stirne auf ſich nimmt, trägt es ſicher auch am leichteſten."

Viertes Capitel.

Die Sprüche Salomo's.

Die Feſte waren vorüber. Damit gewann Maria Antonia die erwünſchte Muße, um ſich in der Reſidenzſtadt ihres neuen Vaterlandes umzuſehen. Sie hatte dieſen Augenblick mit Ungeduld herbeigeſehnt; denn ihr lebhaftes Temperament ließ nicht gerne hinausſchieben, was ſie der Minute abzugewinnen vermochte.

Die Etikette am Hofe Auguſt's III. war ſehr ſtrenge. Die junge Churprinzeſſin durfte ſich nicht über ein Ceremoniell erheben, das die Königin Maria Joſepha als unerläßlich betrachtete. Was ſie daher unternehmen wollte, mußte erſt der Billigung ihrer franzöſiſchen Oberhofmeiſterin, der Baronin von Freyberg geb. Marquiſe von Roiſin, unterworfen werden, deren Urtheil ihr eigener Gatte nicht zu widerſprechen wagte. —

Die herrliche Gemäldeſammlung in Augenſchein zu

nehmen, welche von August III. von dem Herzoge von Modena für die unerhörte Summe von 100.000 Zechinen erst kürzlich angekauft und in den Räumen des Stallgebäudes möglichst vortheilhaft aufgestellt war, gehörte zu Maria Antonia's Lieblingswünschen. — Sie hatte sich selbst viel mit der Malerei beschäftigt und porträtirte recht artig. Konnte sie sich auch nicht Kennerin solcher Schätze nennen, so hegte sie doch das lebhafteste Interesse dafür und besaß ein durch gute Meister gebildetes Urtheil.

Strahlend vor Freude hörte sie heute die Stunde schlagen, wo der Inspector der Gallerie die Ehre haben sollte, die junge Fürstin in die durch den Genius von Jahrhunderten geheiligten Räume einzuführen. Dem geheimen Kämmerer Adam Steinhauser ward es aufgetragen, der Cicerone der Prinzessin zu sein und sie auf die Meisterwerke der italienischen Schule aufmerksam zu machen.

So gering die Entfernung vom Palais bis an die Bildergallerie, so durfte Maria Antonia doch nicht zu Fuße diese Strecke zurücklegen, so wie es ihr überhaupt nicht gestattet war, die Straßen zu betreten. Diese Unfreiheit war für ihre Jugend ein großes Opfer; dies Wollen und nicht Können, wo es sich nur um eine Sitte und um kein Gesetz der Sittlichkeit handelte, legte ihr einen härteren Zwang auf und forderte größere

Selbstverleugnung, als wie die herbsten Schicksalsschläge es vermocht.

König August wußte um diesen Morgenbesuch seiner Schwiegertochter, und war ganz aufgeregt in dem Gedanken, welchen Eindruck seine Gemälde auf sie hervorbringen würden. Er liebte seine Bilder — fast so sehr wie seine Königskrone. Sie waren sein erster Gedanke bei seinem Erwachen, sie waren sein liebster Traum in der Nacht, und wünschte er sich Schätze, so geschah es nur, um sie gegen solche ihm noch werthvollere zu vertauschen.

Wie eine Schöne sich nach kostbaren Gewändern sehnt, und dann vor den Spiegel hintritt, um sich in den neuen prächtigen Farben zu bewundern; so auch fühlte König August bei jedem Zuwachs seiner Kunstschätze auf's Neue den Vorzug ein Fürst zu sein, dem die Börse seiner Unterthanen zur Befriedigung seiner Neigungen geöffnet sein muß.

Er war nicht ohne Eitelkeit. Kein deutscher Fürst besaß Schätze, wie er sie angehäuft, keiner konnte sich mit ihm messen in Bezug auf den Glanz seines Hofes, keiner war ein Beschützer aller schönen Künste gleich ihm und keiner hatte sich den Namen des Prächtigen verdient, wie er. — Seine Schwiegertochter sollte nun erkennen und täglich mehr erkennen, welch' ein Glück es für sie sei dem sächsischen Fürstenhause anzugehören und sich schmei-

cheln zu dürfen, einst die Besitzerin seiner Schätze, einst die Beherrscherin dieses schönen Landes zu werden.

Zerstreut durch solche und ähnliche Gedanken ließ der König mit seiner Toilette geschehen, was seine Diener aus täglicher Gewohnheit vorzunehmen wußten, ohne daß er selbst ihre Bemühungen um ihn leitete. Sein Leibbarbier, Hofmann *), war mit seinem Barte beschäftigt, als eben schon die neunte Stunde schlug, wo Graf Brühl gewöhnlich vor seinem königlichen Herrn zu erscheinen pflegte. Unruhig wandte sich August hin und her, und sprang eben mit einem gewaltigen Fluche auf, als der allmächtige Minister eintrat. Fragend blickte dieser nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Zornausbruches seines königlichen Herrn; aber schon nahm dieser selbst das Wort, um seine Klage laut zu führen.

„Ich weiß nicht, was Ihm fehlt, Hofmann, ob er betrunken oder verliebt ist, um sich so ungeschickt zu benehmen," rief er zornig aus. „Sehen Sie nur, Graf Brühl, er hat mir eine Schramme über der Lippe beigebracht, daß das Blut quillt."

„Majestät saßen nicht ruhig," erwiderte der Barbier niedergeschlagen.

„Nun soll ich wohl noch gar selbst die Schuld tra-

*) Staatskalender 1747.

gen," rief der König unmuthig. „Wenn Er sein Amt nicht besser versehen kann, so gibt es noch andere Leute in Unserem Lande, die es können."

„Ich bitte Eure Königliche Majestät mir zu verzeihen," sagte der Diener, demüthig auf seine Knie sinkend. „Ich wollte bei Gott! lieber meine beiden Lippen eingebüßt haben, als die Ihrer Majestät auch nur durch eine Schramme zu verletzen!"

Die Stellung des gedemüthigten Barbiers hatte etwas Komisches. Seine Hände über die Brust gefaltet, sah er zu seinem Herrn mit seinen kleinen blauen Augen mit rührender Treue empor, während die Furcht vor dessen Ungnade sich in seinen Mienen spiegelte.

König August besaß ein gutes Herz. Dazu fehlte ihm nie sein künstlerisches Auge. „Wenn man den Menschen doch so malen könnte!" sagte er, zu Brühl gewandt, mit besänftigter Miene. „Aber die Stellung und vor Allem der Ausdruck seiner Geberden nimmt sich so nicht wieder auf."

„Ich will ihn festhalten," sagte der Barbier freudig, „ich will so liegen bleiben, bis Ihre Majestät einen Maler herbeirufen, um mich abzuconterfeien, wenn ich dann nur hoffen darf, Ihrer Gnade wieder würdig zu sein."

Der König lachte laut auf und Brühl stimmte

mit ein; denn der plötzliche Ausdruck von Freude und Hoffnung in den Mienen des Knieenden hatte das Bild schon verdorben.

„Es ist damit schon vorbei, Hofmann," sagte der König; „so wie Er jetzt aussieht, wäre es schade um das Geld, wenn ich ihn malen ließe; geh' Er also nur — und, es ist Ihm verziehen."

Der Barbier sprang entzückt auf und verließ unter lautem Danke des Gemach.

„Nun, was gibt es Neues?" fragte der König, so wie er sich mit Brühl allein befand.

„Soll ich Eurer Majestät von Geschäften sprechen? Wünschen Sie zu wissen, welche Briefe ich diesen Morgen und Pater Guerini durchgesehen?"

„Nicht doch. Verschonen Sie mein Ohr damit. Ich will nicht darum König sein, um mich mit den langweiligsten Dingen zu plagen. Erzählen Sie mir etwas Lustiges, sagen Sie mir, was es Neues in der Stadt gibt, wie man sich liebt und wie man sich haßt, und welche neuen Intriguen mein Theaterpersonal ausgesonnen."

Brühl athmete hoch auf. Er war heute mit der geheimen Sorge vor dem König erschienen, es könne dessen Ohr bereits die Klagen der Offiziere erreicht haben; aber diese Fragen befreiten ihn von aller Angst in dem

Bezug. Mit erleichtertem Herzen und heiterer Miene erwiderte er daher:

„Ich habe Ihnen eine sehr lustige Geschichte mitzutheilen, Majestät; aber so lang, daß ich nicht weiß, wo ich beginnen soll, um Sie nicht zu ermüden.“

„Es ist ja noch lange hin bis zur Messe,“ sagte August, und ließ sich behaglich in seinen Lehnsessel nieder, während Brühl ein Tabouret vor ihm einnahm; „entziehen Sie mir also nichts von einem amüsanten Stoffe. Weiß Gott! das Leben ist so dürr genug — wenigstens für uns arme Fürsten, die man mit so viel Politik zu plagen liebt.“

„Denken Sie nur, Ihr Hofminiaturmaler, der Ismael Mengs, hat Kinder!“ rief Brühl aus.

„Nun, wenn es weiter nichts ist,“ sagte der König lachend. „Das passirt auch andern Leuten. — Er sieht mir aber nicht grade so aus, als ob er für diese Kinder auch eine hübsche Mutter hätte, und darum will er sie vielleicht nicht anerkennen?“

„Nein, nein! — Doch, ich will meiner Geschichte nicht vorgreifen. Hören Sie also. — Der Mengs lebt, wie Sie wissen, ganz still für sich, hat keinen Freund und geht mit Niemandem um. Er malt und spielt zur Erholung seine Flöttravers, das ist Alles, was man von ihm weiß. Er bewohnt ein Haus für sich, empfängt nie

einen Besuch. Eine Magd besorgt, was er braucht, und holt seine Bedürfnisse herbei, ohne seinen Nachbarn je Rede zu stehen. — So erfuhr denn kein Mensch, daß er verheirathet sei und Kinder habe."

„Aber das ist ja ganz unmöglich!" rief der König dazwischen. „Ismael Mengs steht in meinem Dienste und hätte mir Anzeige davon machen müssen."

„Freilich! Aber Eure Majestät waren oft in Polen, und so mag er eine solche Abwesenheit benutzt haben, um sich eine Frau aus Zittau zu holen, die ihm dann bald darauf wieder gestorben ist."

„Aber woher kommen denn die Kinder?" fragte der König lachend. „Oder hat sie sie schon etwa zugebracht?"

„Nein, nein! Sie lebten vielleicht ein halbes Dutzend Jahre mit einander und eine hübsche Ehe mag das gewesen sein; denn der Mengs führte seine Gattin nie aus dem Hause und lebte auch damals wie jetzt. Sie hinterließ ihm dann vier Kinder, und diese Kinder sind es, um die es sich nun handelt. Majestät werden sich erinnern, daß Mengs vor ein paar Jahren Urlaub forderte, um nach Rom zu gehen, und Sie in Ihrer gewöhnlichen großmüthigen Weise ihm das gestatteten."

„Damit er sich in seiner Kunst vervollkommne. Ja wohl! Ich entsinne mich dessen."

„Nun denn. Dort in Rom hat unſer Sänger Annibal ihn geſehen, und zwar in einer der Gemäldeſammlungen, die er in Begleitung von drei Kindern in Augenſchein nahm. — Vorgeſtern Abend nun iſt Annibal bei dem Maler Silveſtre *) und ſingt mit deſſen Tochter; da tritt plötzlich Iſmael Mengs in das Zimmer und hört ihm mit wahrem Entzücken zu. — Als das Lied zu Ende, ruft er: „Da capo, Annibal. Sie ſingen wahrhaft göttlich! Ich bitte Sie! das Lied noch einmal!“ Dieſer, mit ſeiner heitern, liebenswürdigen Manier, antwortet: „Gerne, mein lieber Mengs! Aber — eine Hand wäſcht die andere. Wenn ich Ihnen verſpreche zu ſingen, ſo verſprechen auch Sie mir etwas dagegen.“ — „Alles, was Sie wollen,“ ruft Mengs, immer noch wie verzückt aus. „Sie ſingen ſo ſchön, daß ich Ihren Willen thun muß, in was es auch ſei.“ — „Gut denn,“ erwidert Annibal; „ich ſinge, und dafür zeigen Sie mir morgen früh Ihre Kinder.“ — Auf dieſe Entgegnung ſchien Mengs nicht gefaßt zu ſein. Er ſah wie verdutzt aus. Die ganze Geſellſchaft lachte, und Jeder rief ihn an: „Wie? Sie haben Kinder?“ — Das mochte ihm ſehr peinlich werden; doch faßte er ſich und erwiderte: „Es ſei, ich muß Ihren Willen thun, Annibal; denn Ihre Töne bezaubern mich. Kom-

*) Bianconi, Briefe über Mengs.

men Sie also morgen früh zu mir, aber allein; denn bringen Sie mir Jemand von diesem Hofgesindel mit, so bleibt Ihnen meine Thüre verschlossen." — Da man an dem Ismael Mengs schon solche Redeweise kannte, so nahm es Niemand übel, sondern man lachte. Annibal fing indessen sein Lied noch einmal zu singen an, und der Mengs vergaß darüber alles Andere und geberdete sich wie ein Verzückter. Als aber der letzte Ton verhallte, verschwand er, seine Thränen trocknend, leise aus dem Zimmer." —

„Am folgenden Morgen begab sich nun Annibal wirklich nach der Wohnung des Mengs; denn er hatte in Rom so manches Sonderbare über dessen Lebensweise gehört, das ihn neugierig machte, seine Familie kennen zu lernen. Er fand den Ismael in einem schlecht möblirten Zimmer, vor einem einfachen Holztische sitzend, auf dem verschiedene Peitschen neben einer aufgeschlagenen Bibel lagen. — Annibal nahm auf einem elenden Rohrstuhle neben ihm Platz und fragte: „Wozu diese Marterinstrumente?" — „Salomon spricht: Wer sein Kind lieb habe, der züchtige es," erwiderte Mengs in seiner strengen Weise. — „Vorausgesetzt, daß die Kinder es verdienen," entgegnete Annibal. — „Die Erbsünde ist in ihnen allen, die Erbsünde der Faulheit," versetzte Mengs. — „Sie machen vielleicht zu große Ansprüche," erwiderte Anni-

bal. — „Herr, sind Sie gekommen mich zu tadeln?“ fuhr Mengs auf. Doch sich eben so schnell wieder besänftigend, fügte er hinzu: „Ich vergesse, was ich Ihnen schuldig bin für Ihren göttlichen Gesang und daß ich Ihnen nichts übel nehmen darf. Kommen Sie! Ich will jetzt mein Versprechen erfüllen.“ Damit stand er auf, öffnete die Thüre nach dem Nebenzimmer, in dessen Mitte, um einen Tisch, die drei Kinder emsig zeichnend saßen, ohne einen Blick von ihrer Arbeit zu verwenden.“

„Annibal trat näher und sah ihnen über die Schulter. Da erstaunte er nicht wenig über die Vortrefflichkeit ihrer Arbeit. „Das sind ja wahre Künstler!“ rief er aus. „Sie müssen stolz sein, solche Kinder zu besitzen!“ —

„Während dessen fiel sein Auge auf die Wand, wo ein treffend ähnliches Brustbild des Ismael Mengs hing, neben dem Portrait eines jungen Menschen mit langen, blonden, aus der Stirne zurückgestrichenen Haaren, das dem am Tische zeichnenden Sohne zum Sprechen ähnlich sah.“

„Wer hat diese Bilder angefertigt?“ fragte Annibal, ganz aufgeregt vor Erstaunen. — „Der Knabe da!“ erwiderte Mengs trocken. — „Ist es möglich?“ rief Annibal außer sich. „So jung noch und schon so geschickt! Sage mir, könntest Du auch mich so gut treffen, wie Du Deinen Vater und Dich selbst gezeichnet hast?“

„Der junge Menſch blickte jetzt zum erſten Male auf, ſah den Sänger mit ſeinen ſchönen, klugen Augen forſchend an und erwiderte dann: „Wenn mein Herr Vater es befiehlt, ſo werde ich Sie zu Ihrer Zufriedenheit zeichnen!“

„Herrlich! Vortrefflich! Laſſen Sie mich ſehen, wie dies Genie von einem Knaben meine Züge wiedergibt! Ich bitte Sie darum, mein lieber Mengs! Schlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab! — Nicht wahr, Sie willigen ein?“ — So redete unſer Annibal in ſeiner Begeiſterung fort, ohne eine Antwort abzuwarten. Der alte Mengs war indeſſen in das andere Zimmer gegangen und hatte von dort einen Bogen blaues Papier geholt. „Sie wiſſen ja, daß ich Ihnen nichts verweigern kann,“ ſagte er zurückkehrend zu Annibal, und legte das Blatt vor ſeinen Sohn auf den Tiſch. „Nun, zeige, was Du leiſten kannſt, Anton Raphael, und mache mir Ehre. Ich aber gehe indeſſen in das andere Zimmer, denn er iſt einmal daran gewöhnt nicht in meiner Gegenwart zu arbeiten — wandte er ſich gegen Annibal zurück — ſondern nur von mir durch ein in der Thüre gebohrtes Loch beobachtet zu werden. Ich laſſe Sie alſo jetzt hier allein.“ Damit ſchloß er die Thüre und der Knabe begann ſeine Arbeit. Annibal ſtörte ihn dabei nicht. Er ſah erwartungsvoll dem Reſultate entgegen, ließ ſeine Blicke auf der

geschäftigen Hand ruhen und beobachtete das intelligente Gesicht des Knaben."

„Eine Stunde mochte vergangen sein, da ließ sich durch eine kleine Höhlung in der Thüre die Stimme des Ismael Mengs vernehmen. „Kann ich kommen?" fragte er. — „Sogleich, mein Herr Vater!" antwortete der kleine Künstler. Der Knabe machte nur noch ein paar Striche, dann öffnete sich die Thüre und der alte Mengs erschien, um die Arbeit zu prüfen. Auch Annibal erhob sich nun und blickte mit gesteigerter Neugier nach dem Portrait. Aber wie stieg jetzt seine Verwunderung, als er in diesem kurzen Zeitraum ein vollendet schönes Bild erstanden sah!"

„Wahrhaftig!" fiel der König überrascht ein. „Das ist ja ein Wunderkind! Und von dessen Existenz haben wir bisher kein Wort gewußt!"

„Annibal konnte sich gar nicht fassen vor Erstaunen über dies lebensvolle Portrait, das ihn sprechend ähnlich darstellte. Er wollte das Bild durchaus mitnehmen, wollte es besitzen; der alte Mengs gab dies aber nicht zu. „Es muß ein Geheimniß bleiben, was Sie hier gesehen und erfahren," sagte er ernst. „Und damit Ihre Zunge Ihnen nicht mit einer unbesonnenen Rede davon laufe, so schwören Sie mir hier auf meine Bibel das unverbrüchlichste Schweigen."

Annibal wollte sich dazu nicht verstehen. Er könne nicht schwören, was er nicht zu halten im Stande, sagte er. Mengs wollte ihn zwingen. Jetzt wurde Annibal böse, und als der Andere dann nicht minder sich ereiferte und endlich drohte und schimpfte, lief unser Sänger zum Hause hinaus und graden Weges zum Pater Guerini, dem er, noch ganz voll von dem Vorgange, getreulich die ganze Scene schilderte."

„Und das Bild?" fragte König August.

„Das Bild blieb zurück, Majestät."

„Ich will das Bild sehen, Brühl. Senden Sie hin zu Mengs und lassen Sie es holen, während ich in der Messe bin. Ist es so gut, wie Sie sagen, so wird aus dem Knaben ein trefflicher Künstler werden, zum Stolz und zur Ehre Unseres Landes."

Brühl versprach dem Wunsche des Königs nachzukommen, und war froh, ihn mit so ungefährlichen Dingen beschäftigen zu können.

Die eilfte Stunde war indessen herangekommen. August III. begab sich in die Messe und sein Minister zu der schönen Gräfin Magenska, die er sehr verehrte *). Bevor er jedoch seine Schritte nach dem Hause dieser Dame lenkte, sandte er einen Hoflakaien an den Hofminiaturmaler Ismael Mengs mit dem Befehle ab, im

*) William's, Memoirs.

Namen ſeiner Majeſtät das Portrait des Annibal zu fordern. —

Während der König vor dem Allerheiligſten ſeine Knie beugte und in Demuth ſich vor dem Kreuze neigte, deſſen Bürde er ſo ferne von ſich zu halten ſuchte, ſtand Maria Antonia vor der Nacht von Correggio und betrachtete mit ſprachloſem Entzücken dies Meiſterwerk des großen Künſtlers. Im Anſchauen deſſen, was ſein Genius ſchuf, fühlte ſie ſich weit erhoben über den Staub unter ihren Füßen, fühlte ſie die Nähe der Gottheit, welche mit einem Funken ihres ewigen Lichtes die Seele des Meiſters getränkt und ihm von ihrer ſchöpferiſchen Kraft mitgetheilt.

Ein Gefühl des ſchmerzlichſten Mitleidens mit ſich ſelbſt bemächtigte ſich eine Minute lang des Herzens der jungen Fürſtin, als ihr Auge ſo von Bild zu Bild umherwanderte, die herrliche Palma Vecchios, den Zinsgroſchen, und ſo manche dieſer unvergleichlichen Werke ſah, mit denen Auguſt der Prächtige ſeine Sammlung bereichert. — „Wer auch ſo etwas ſchaffen könnte!“ flüſterte eine Stimme in ihrem Innern. „Wer doch auch zu ſeiner Lebensaufgabe die Darſtellung des Ewigen, des Idealen, des Schönen in der Natur machen dürfte! Ach! Eine Fürſtin ſein, heißt ſich Alles das verſagen, was uns das liebſte iſt; heißt der ſchönſten Entwickelung ſeiner Na-

tur verlustig gehen; heißt ein gewöhnlicher Mensch bleiben! — Um das Große, das Vollkommene zu leisten, muß man sein ganzes Leben einsetzen. — Wo ich singe, dichte, male, componire, kann es immer nur die Leistung eines Stümpers sein, und — das höchste Glück der Erde bleibt doch, zu schaffen, was uns selbst genügt und Gegenwart und Nachwelt noch erfreut."

Eine Hand legte sich hier auf Ihre Schulter und störte sie aus ihrem Nachdenken auf. Sie sah sich um, und König August stand hinter ihr. Er sah sie mit fragender Miene an.

„Haben Sie Ihre Erwartungen entsprochen gefunden?" redete er sie an.

„Uebertroffen, Majestät, so daß ich die Sprache darüber verloren habe," rief Maria Antonia, sich tief verbeugend.

„Ja, sie sind schön, meine Bilder," sagte der König, sich der Wand zuwendend und mit den Augen eines Liebhabers seine Schätze musternd. „Das Herz geht mir auf, so oft ich in diese Räume trete! Ich freue mich, daß Sie meinen Geschmack theilen, und mir beistehen werden zu sammeln und zu ordnen, bis Wir unsere Hauptstadt zu einem Sitze aller schönen Künste gemacht. — Aber — da fällt mir ein, was meiner wartet. Denken Sie nur, Frau Churprinzessin, daß ich einen Knaben entdeckt, welcher

einer der größten Künstler der Erde zu werden verspricht, und daß ich bis heute die Existenz dieses Knaben nicht einmal geahnt. — Begleiten Sie mich, und Sie sollen dieses Genie mit mir kennen lernen. — Eben als ich aus der Messe kam, brachte man mir ein Portrait des Annibal, das der Knabe gestern in einer Stunde angefertigt — und — zum Entzücken war es gemacht! Ich sage Ihnen, zum Entzücken! — Ich habe nun sogleich die ganze Familie an den Hof befohlen. — Begleiten sie mich, ma chère princesse, und nehmen Sie mit mir dies Wunderkind in Augenschein."

Maria Antonia folgte dem Könige ohne Widerrede. Die Gallerie stand ihr ja täglich offen, und ihres Schwiegervaters leiseste Wünsche waren ihr Befehl. — Als sie in das Schloß zurückkehrten, begegnete ihnen Graf Brühl mit der Nachricht, daß man die halb nackten Geschöpfe nur noch erst eilig ankleide und frisire, um sie wohlanständig vor das Auge ihres Königs zu führen. — Kaum hatte man das Empfangzimmer betreten, so meldete der dienstthuende Kammerherr, Graf von Werthern, auch schon die Ankunft des Hofminiaturmalers Ismael Mengs, welcher mit seinen drei Kindern um Vorlassung bitte.

Erwartungsvoll sah der König ihrem Eintritte entgegen. — Ismael Mengs, seinen Knaben an der Hand,

trat zuerſt ein; ihm folgten die beiden Mädchen, mit hochgepuderten Häuptern, die ſie aus Ungewohnheit auf ihren Schultern trugen, als ob ſie ihnen nicht angehörten.

Nach den ſeltſam ungeſchickteſten Verbeugungen und Reverenzen, welche man je an einem Hofe geſehen, ſtellte Mengs ſeine drei Kinder dem Könige vor. Dieſer richtete ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf den ſchönen, blonden Anton Raphael.

„Warum dieſe beiden Namen?“ fragte Auguſt III. den Vater des jungen Künſtlers.

„Majeſtät, ich nannte ihn ſo, weil ich ihn von ſeiner Geburt an dazu beſtimmte, ein Künſtler zu ſein, und die Schönheiten des Correggio und des Raphael in ſich zu vereinen.“

„Ein lobenswerthes Vorhaben, dem Wir wünſchen wollen, daß es zu Gottes und Unſerer Ehre gelinge,“ erwiderte der König. „Um uns aber mit eigenen Augen von dem Talente unſeres ſächſiſchen Raphael zu überzeugen, wollen Wir ihn jetzt ein Bild von Uns ſelbſt malen laſſen, ſo wie er geſtern den Annibal porträtirt. Willſt Du das unternehmen, Anton Raphael?“

„Wenn es mein Herr Vater —“

„Nicht doch, Junge!“ unterbrach ihn Mengs mit einem Wink des Auges.

„Wenn es mein Herr König befiehlt,“ ſetzte nun

der Knabe hinzu, und bemühte sich dabei eine spanische Reverenz zu machen. Dann erhob er sich und nahm vor der für ihn bereit gestellten Staffelei Platz. Seine Schüchternheit war nun scheinbar verschwunden. Mit dem Stifte in der Hand, gehörte er seiner Kunst und vergaß die Könige der Erde. August saß erwartungsvoll dem jugendlichen Künstler gegenüber und Maria Antonia beobachtete aufmerksam aus der Ferne den Fortgang der Zeichnung. Staunen malte sich in ihren Blicken, so wie das Bild heranwuchs und die wunderbarste Aehnlichkeit sie aus demselben ansprach.

Ja, so zeichnen zu können, grade so! das war ein Glück, das ihr Herz begehrte, ihre künstlerische Seele nachempfand.

Lautlose Stille herrschte im Gemache, so daß man selbst den Fortschritt des Zeigers an der großen antiken Wanduhr in ihrem Minutengange vernahm. Jetzt hub sie aus die Stunde anzuschlagen. Es war die Zeit des Mittagsmahles. Fragend richtete der Oberhofmarschall, Graf von Einsiedel, den Blick auf den König, und unschlüssig gab dieser seine stumme Antwort zurück.

Dem aufmerksamen Blicke des alten Mengs war diese schweigende Zwischensprache nicht entgangen. Er hatte, in ehrerbietiger Ferne sich verhaltend, nicht gesehen, wie weit das Bild seines Sohnes gediehen, und nur dem

Verlaufe der Zeit nach beurtheilen können, wie weit es ungefähr fortgerückt. Jetzt trat er vor, nahm es, ohne erst zu fragen, von der Staffelei und hielt es dem Könige entgegen.

„Ich hoffe, daß Eure Majestät meinem Sohne Anton Raphael, eine zweite Sitzung gestatten werden," sagte er ehrfurchtsvoll; „denn unsern gnädigsten Landesherrn möchte er in größerer Vollendung wiedergeben, als die nur flüchtig hingeworfene Skizze des göttlichsten Sängers Ihrer Oper."

„Wie? Ist es möglich?" rief August III. aus, indem er fast entsetzt vor der Aehnlichkeit mit sich selbst zurückschreckte. „Wie hat der Knabe das in einem so kurzen Zeitraume möglich zu machen gewußt?"

„Es ist unübertrefflich!" rief Maria Antonia begeistert. „Der Knabe besitzt ein Talent, das ihm alle Meister der Erde beneiden könnten."

„Wunderbar!" fügte Brühl hinzu.

„Mein Gemal, wie er leibt und lebt," sagte die Königin Maria Josepha in ihrer freundlichen Weise. „Das Bild muß ich besitzen."

„Es wird für's Erste in meinem Schlafgemache hängen," fiel der König ein; „denn es freut mich, daß ein geborener Sachse sich dermaßen hervorthut in einer Kunst, welche mir über Alles werth und theuer. Sage

Er mir aber, Monsieur Mengs, wie Er es angefangen hat, diesen Knaben so im Verborgenen auf eine so erstaunenswerthe Weise auszubilden; denn Seine Methode muß eine vortreffliche sein, werth von vielen Vätern nachgeahmt zu werden, und ich wäre nicht abgeneigt, eine Akademie der Malerei nach Seinen Prinzipien zu begründen und Ihn zum Director und ersten Lehrer derselben anzustellen."

„Majestät," versetzte Ismael Mengs mit einer tiefen Verbeugung, „meine Methode ist sehr einfach und leicht nachzuahmen. Auch bin ich der Meinung, daß gar viele Väter durch deren Anwendung recht wundersame Talente bei ihren Kindern entdecken würden, wenn sie selbst nur den Fleiß und die Ausdauer dazu hätten, um sie an den Tag zu fördern."

„Das wäre eine vortreffliche Sache, die der Mühe des Versuches lohnte," sagte der König; „denn Ihm ist es mindestens sehr gut damit gelungen. Doch kann ich nicht glauben, daß Er der alleinige Lehrmeister dieses Knaben gewesen, und es würde mich freuen zu erfahren, wer unter den Künstlern meines Hofes Ihm bei einem so lobenswerthen Unternehmen zur Hand gegangen."

„Majestät, ich habe Niemandem dabei zu danken, als unserm lieben Herrgott," versetzte Mengs würdevoll. „Indem ich sein heiliges Buch zur Hand nahm und mir

daraus Rath erholte, erreichte ich für meine Kinder, was ich wünschte."

„Das mag für die Moral recht gut sein, Monsieur Mengs," erwiderte der König; „allein für die Technik in der Kunst können die Sprüche der Bibel nicht ausreichen."

„Um Vergebung, Majestät; sie haben mir auch darin ausgeholfen, indem sie mich bestärkten, nach dem weisen Spruche Salomo's, mit dem Stocke in der Hand den Ernst der Arbeit meinem Sohne Anton Raphael einzubläuen; denn die Kunst erfordert Mühe und Fleiß, und Künstler werden nicht geboren, sondern gebildet. — So habe ich meine Kinder denn von allem Tand der Welt fern gehalten und ihr Auge auf das zu erreichende Ziel gerichtet, und hoffe nun, daß sie zu Eurer Majestät Zufriedenheit Einiges zu leisten im Stande sein werden."

„Beim Himmel! das ist bereits geschehen!" rief der König lebhaft aus, „und so jung dieser Knabe noch ist, so soll er doch von heute an den Namen meines Hofmalers führen und als solcher einen jährlichen Gehalt beziehen. Anton Raphael Mengs, Du stehst von jetzt an in meinen Diensten und unter meinem besonderen Schutz. Ich befehle Dir nun, mein von Dir begonnenes Portrait zu vollenden und dann von meinem Kämmerer die Summe von 100 Dukaten dafür in Empfang zu nehmen."

Der Knabe ſah den König mit ſeinen großen, klugen Augen an, während eine große Thräne darin zitterte, und drückte, eine Knie beugend, deſſen dargebotene Hand an ſeine Lippen. Maria Antonia wandte ſich bewegt von der Gruppe ab. Sie empfand das Glück der jungen Künſtlerſeele bei ihrem erſten Gelingen lebhaft nach, und beneidete ſie um dieſe Minute, welche kein Gold zu erkaufen, kein Glanz der Welt zu erſetzen vermag.

Fünftes Capitel.

Der rückſtändige Sold.

Die Hofhaltung Auguſt's III. war eine ſehr glänzende, es fehlte ihr nicht an Feſten, deren Mannigfaltigkeit uns heute noch in Erſtaunen ſetzt, und dennoch fand die junge Churprinzeſſin hinlängliche Muße, um ſich der Ausbildung ihrer Talente zu widmen. Alle Fürſten Deutſchlands wetteiferten zu jener Zeit in der Muſik mit einander, und das nicht allein als ermuthigende Beſchützer der Tonkünſtler, ſondern als ſelbſt ausübende Virtuoſen.

Maria Thereſia nebſt ihren zahlreichen Kindern ſangen und ſpielten in ihrem Familienkreiſe, ja führten

ſogar kleine Opern auf, in denen der Großherzog von Toscana als erſter Ballettänzer figurirte *). Selbſt der Kaiſer ſpielte mehrere Inſtrumente. — Am Hofe des Churfürſten von Baiern wurde die Muſik vielleicht noch eifriger getrieben, wie unter der Kaiſerin-Königin Einfluß, weil es bei dieſem Prinzen eine vorherrſchende Leidenſchaft war zu muſiciren und ſich vor ſeinem Hofe hören zu laſſen. — Von Friedrich dem Großen kennen wir das Flötenſpiel, das ihn, nach den Sorgen der Regierung, nach dem Rückblick auf eine verlorene Schlacht, erheiterte und mit dem Schickſal neu verſöhnte. — Sachſen aber ſtand in ſeinen muſikaliſchen Leiſtungen Allen voran, und die Oper in Dresden hatte eine Vollkommenheit erreicht, welche nichts zu wünſchen übrig ließ. — Jean Jacques Rouſſeau räumt ihr daher auch in ſeinem muſikaliſchen Lexicon unbeſtritten dieſe Stellung ein. —

Die großen Höfe gaben den kleineren ein Beiſpiel, und was die Fürſten begannen, führte das Volk fort. So wurde denn Deutſchland bald als ein Land des Wunders im Felde der Muſik bei allen Fremden genannt, und, ſo wie die ſchönen Mädchen auf den Bäumen wuchſen, ſo bildete man ſich ein, daß das Talent hier einem Jeden angeboren werde.

*) Burney, Muſik in Germany.

Es war für die Tonkunſt eine goldene Zeit; denn die Begeiſterung folgte ihren Schritten, und die Protection der Fürſten führte ſie mit ſchützender Hand über die rauhen Pfade den Höhen zu. Wie mancher arme Knabe wurde auf wunderbare Weiſe von Stufe zu Stufe emporgehoben, bis endlich ein berühmter Componiſt aus ihm ward. Denn die Nothwendigkeit bleibt für den Ehrgeiz ein Sporn, wie es ſonſt keinen gibt, und wenn ein Talent nicht ein Muß treibt, den Kampf mit dem Leben einzugehen, ſo wird es nie die Mittelmäßigkeit überſteigen.

Dresden war nun das neue Athen geworden *), wo die Götter Helicon's auf's Neue ihren Sitz aufgeſchlagen. Die erſten Künſtler der Erde, die ſchönſte Muſik der Welt fand man hier, und der Ruf ſeiner Vorzüge machte es zu einer Art Wunderland.

Maria Antonia fühlte ſich entzückt von dem Leben, das ſich ihr bot. — War ihr Gemal auch ſelbſt nicht muſikaliſch, ſo ermuthigte er ſeine junge Gefährtin darum nicht minder, eine Kunſt zu üben, die ihr und Andern ſo großes Vergnügen gewährte, und die Königin, ſeine Mutter, trat hierin auf ſeine Seite.

Es war die Muſik der wenig begabten Maria Joſepha einzige Neigung. — Sehr bigot erzogen, hatte ſie

*) Burney, in ſeiner Geſchichte der deutſchen Muſik.

fast nichts gelernt, als singen, und fand es daher an ihrer Nichte und Schwiegertochter recht passend, daß auch sie sich mit Gesang beschäftigte. Selbst von einem italienischen Meister ausgebildet, fand sie an der Gesangmethode der Churprinzessin Vieles auszusetzen und rieth ihr darum an, noch Unterricht zu nehmen. So wurde denn zu dem Zwecke der berühmte Porpora aus Italien verschrieben.

Um den bei Hofe angestellten Musikern kein Aergerniß zu geben, war diese Angelegenheit ganz heimlich betrieben, und nur der Pater Guerini, der Alles wissen mußte, wußte auch hierum. Leise horchte der schlaue Seelensorger nun umher, ob sich, trotz aller Vorsicht, eine Nachricht davon verbreitet; denn die durch Eifersucht und Neid entstehenden Fehden in der musikalischen Welt und dem Opernpersonal waren seiner speciellen Vermittlung unterworfen und ließen die Palme des Friedens fast nie aus seiner Hand entfallen. —

Maria Antonia, noch unbekannt mit den Verhältnißen des Ortes, hatte keine Ahnung davon, welch' einen Apfel des Streites sie ausgeworfen. Sehnsüchtig erwartete sie die Zusage ihres neuen Gesanglehrers und malte sich in stillen Stunden aus, welche Fortschritte sie unter der Leitung dieses berühmten Maestro machen würde.

Sie war von einer nicht zu ermüdenden Thätigkeit. Früh erhob sie sich und arbeitete mit emsigem Fleiße

während der Stunden, wo Andere noch der Ruhe pflegen. So kam es dem, daß sie Zeit für Alles gewann und immer noch zu Vielem Zeit hatte.

Der Churprinz fühlte sich mit jedem Tage mehr zu einer Gattin hingezogen, welche seinem Leben einen so großen Reiz verlieh. Ihr munteres Temperament, ihr lebendiges Erfassen des Augenblickes, gepaart mit einer bezaubernden Gabe der Unterhaltung, machten ihm ihre Gesellschaft so angenehm, daß er sich nur ungerne von ihr trennte, und selbst wenn sie beschäftigt war, wenn sie malte, sang, dichtete oder componirte, hielt er sich in ihrer Nähe auf und freute sich an ihrer Arbeit.

Seine wachsende Liebe gewährte seiner jungen Gattin eine große Befriedigung. Die Ueberzeugung, sie habe sein Herz gewonnen, stimmte sie innerlich ruhig und ließ sie der Zukunft muthig in das Auge blicken. Ihre Stellung an diesem Hofe, und zu der ihr noch fremden Familie, war durch diese Empfindung des Churfürsten eine gesicherte geworden; was man von ihm hoffen durfte, mußte man fortan von ihr fürchten; sie besaß nun unmittelbar einen Einfluß, den sie nach Umständen geltend zu machen entschlossen schien.

Wenn sich Graf Brühl jetzt schmeichelnd vor ihr neigte und seine ganze Liebenswürdigkeit aufbot, um sie für sich zu gewinnen, so ruhte ihr Blick oft lächelnd auf

dem Gesichte des schlauen Hofmannes und eine leise Stimme in ihr flüsterte: Er irrt sich sehr, er wird mich nicht durchschauen. —

Sie sprachen von Bildern mit einander, von der Nacht von Correggio, welche man damals noch für das Juwel der Gemäldegallerie erklärte, bis später die Madonna von Raphael erworben ward und sich diesen Platz nun nicht mehr streitig machen ließ. Auch Graf Brühl liebte die schönen Künste und beschützte sie, wenn er sie gleich nicht übte, dafür aber seine Söhne von den besten Meistern eifrig unterweisen ließ. —

Wenn wir jetzt an einem schönen Sommerabend vor die Thore Dresdens hinauswandern — die freilich nur der Idee nach bestehen — so klingen von fern und nah Töne an unser Ohr, welche uns von Conzerten reden, die unter den duftigen Laubhallen der Natur die Bevölkerung der Stadt zum Genuße einladen.

Vor hundert Jahren war es damit nicht so. Damals trieben die Fürsten Musik und der Hof accompagnirte; aber das Volk blieb solchen Genüssen fremd, bis in die Wohnungen des Bürgers drangen diese Töne nicht, die Feste, bei denen fremde Künstler debütirten, genoßen sie nicht mit. Oeffentliche Conzerte gab es nicht. — Das Link'sche Bad, das erste hier gestattete Kaffeehaus, ent-

stand eben erst — und wie klein war es, wie einfach die Einrichtung! Von Musik aber konnte nicht die Rede sein.

Die Oper — die herrlichste der Welt — gehörte dem Fürsten an; es war kein öffentlicher Vergnügungsort, wo man an der Kasse sein Billet lösen konnte, es war ein Privateigenthum des Königs, wozu er Gäste einlud. Nur der Gunst also verdankte man hier den Zutritt, und wie weit konnte sich diese Gunst erstrecken? —

Das kleine Sachsen sah damals Gesandte aller fremden Mächte in seiner Residenzstadt, und diese Gesandten gaben glänzende Feste, machten ein bedeutendes Haus. — Die Großen des Hofes folgten ihrem Beispiele, sie bewohnten ein Hotel, oft sogar ein Palais, und ihre Schlösser, so wie die des königlichen Hauses waren die Zierde der Stadt.

Wohin man blickte, herrschte das heiterste Leben, fuhren vergoldete Carossen, wanderten Cavaliere in der eleganten Kleidung ihrer Zeit, mit der mächtigen gepuderten Perrücke und dem Degen an der Seite. Schöne Damen schauten aus den Fenstern auf sie herab, ein wenig geschminkt freilich, ein wenig frivol, mit Schönpflästerchen, Reifröcken und hohen Absätzen, hinter dem Fächer schlau hervor lächelnd; aber sehr reizend und coquett waren sie gleichwohl. Jeder wollte etwas scheinen,

etwas fein, um dem Andern zu gefallen, und das machte liebenswerth und liebenswürdig.

Die Wiſſenſchaft ſchlummerte noch. Mit ihrem Erwachen ſollte das Reich der Wahrheit beginnen, welche dem Schein den Fehdehandſchuh hinwarf.

Niemand kümmerte ſich noch um das Warum der Dinge, genug daß eine Sache ſchön war und daß ſie Auge oder Ohr erfreute. — Man lauſchte den Tönen einer hübſchen Stimme, man folgte ihren Schwingungen bis an die äußerſte Tragweite, man empfand, was nur eine menſchliche Bruſt empfinden kann, Entzücken, Schwermuth, Ahnung, Glück — man lachte und weinte um die Wette — und vergaß ſich ſelbſt und die Welt in ſeiner Hingabe an den gebotenen Eindruck. —

So war die erſte Hälfte des Jahrhunderts. Schreiten wir über dieſe hinaus, ſo kommt die Geiſterwelt mit ihren Schrecken, und ein Todesbangen bemächtigt ſich der Menſchen, das Gewißheit über das Grab hinaus begehrt. — Man fängt an zu denken.

Maria Antonia gehörte der erſteren Hälfte des Jahrhunderts an und war ein Kind ihrer Zeit. Man hatte ſie für den Genuß erzogen, ſie war an einem Hofe aufgewachſen, den wir nach unſern Begriffen leichtfertig nennen würden, und von dort führte ſie das Schickſal nun einem, nicht weniger dem Aeußerlichen zugewandten Leben entgegen.

Doch, wohin unſer Blick ſich auch wende in den Staaten Europas, ſo trifft er immer wieder auf das Aehnliche, und nur die ernſten Geſtalten Maria Thereſia's und Friedrich's II. ragen, Schatten gleich, aus dieſem luſtig bunten Spiele des Lebens hervor.

Maria Antonia ſaß jetzt in ihrem Palais in Dresden und dichtete. — Haushalt, Sorgen der Regierung, Pflichten der Geſelligkeit ſind einer Prinzeſſin erſpart; ihre Morgenſtunden gehörten daher ungeſtört dieſen Beſchäftigungen an. Sie ſann über eine Cantate nach, welche ſie am Namenstage der Königin ihr vorzuſingen gedachte. — In einer fremden Sprache dichten, iſt eine ſchwere Aufgabe, und dieſe wollte ſie löſen, wie ſie ſie ſchon öfter gelöſt; denn man ſang damals nur italieniſch, der Wohlklang dieſer Mundart bezauberte das Ohr, während das Deutſche nur rauhe Töne bot, welche erſt durch einen Leſſing, Schiller, Göthe gerundet werden ſollten.

Sie hatte ihr Haupt in die Hand geſtützt, während ihr Blick ſinnend zu den ziehenden Wolken emporgerichtet war, als ſuche ſie dort die ihr fehlenden Silben zu ihren Reimen. Stunde nach Stunde entflog. So oft ſie die Feder aus der Hand legte, erwartete der Churprinz, daß ſie ihm nach gewohnter Weiſe ihr finis zurufen und nun das Gedichtete vortragen werde; aber immer noch wollte

dieſe Anrede nicht erklingen. Endlich legte er ſein Buch aus der Hand und nahm ſelbſt das Wort.

„Ich glaube, wir müſſen aufbrechen,“ ſagte er. „Der König wollte nach der Meſſe der Probe im Opernhauſe beiwohnen, wo Du verſprochen haſt, ihn zu treffen, und es hat bereits elf Uhr geſchlagen.“

Maria Antonia ſah ſich hierauf nach ihrem Gatten um und nickte ihm freundlich zu.

„Nur noch eine Viertelſtunde!“ ſagte ſie bittend. „Ich bin dann ſchnell gerüſtet. Du weißt es, der Anzug koſtet mir nicht viel Zeit. Jetzt einmal in der Stimmung, möchte ich gerne noch den Schluß dieſer Cantate beifügen. Ich glaube ſie gelingt mir! — Wie froh würde ich ſein, wenn ſie mir hinreichend gefiele, um ſie dem Könige von Preußen überſenden und mir damit ſein Lob verdienen zu können!“

„Warum ihm?“ fragte der Churprinz verwundert.

„Weil er ein bedeutender Menſch und der geiſtreichſte König Europas iſt,“ erwiderte Maria Antonia warm — „weil ich ihn bewundere und verehre!“

„Laß das Brühl nicht erfahren!“ verſetzte der Churprinz lächelnd über den Enthuſiasmus ſeiner Gemalin; „denn wie ſehr Dir Friedrich von Preußen auch gefalle, ſo iſt er doch immer der natürliche Feind Sachſens und muß es auch bleiben, ſo lange wir das Intereſſe Frank-

reichs zu dem unſrigen machen, wozu die Bande der Verwandſchaft augenblicklich uns veranlaſſen."

„Ich weiß das, weiß, daß unſere perſönlichen Sympathien ſchweigen müſſen vor dem vorwiegenden Intereſſe der Politik. Auch habe ich nur Theilnahme für Friedrich als Mann und nicht als König von Preußen. Allein — laß mich jetzt erſt mein Gedicht vollenden."

Etwas verſpätet und mit von der Arbeit hochrothen Wangen erſchien Maria Antonia im Theatergebäude. Hier traf ſie Graf Brühl an, aber nicht den König, welcher gegen ſeine Gewohnheit die verſprochene Zeit nicht inne hielt. Unruhig blickte ſein Miniſter nach der Thüre, durch die er eintreten ſollte. Als dieſe ſich jetzt öffnete, erſchien nicht der Erwartete, ſondern Sir Hanbury Williams, der engliſche Geſandte, grüßte verlegen und winkte Graf Brühl bei Seite. Beſtürzt folgte ihm dieſer.

„Der König iſt von den Offizieren beim Zurückkehren aus der Meſſe aufgehalten, und ſie haben fußfällig um ihre Gage gebeten, und den Zuſtand des Heeres geſchildert," flüſterte ihm dieſer zu. „Ich warne Sie alſo, Ihre Maßregeln zu ergreifen."

„Alſo doch!" rief Brühl erbleichend. „Alſo doch! — Und welche Antwort hat ihnen der König gegeben?"

„Das kann ich Ihnen nicht ſagen," erwiderte der ernſte Engländer. „Er ſoll unwillig ausgeſehen und mit

umwölkter Stirne die Herren entlassen haben, mit welchem Troste aber, das besagen meine Nachrichten nicht."

„Jedenfalls meinen Dank!" rief Brühl und reichte Sir Hanbury seine Hand.

„Ich hoffe, daß Sie sich durch diese kleine Begebenheit überzeugt halten, wie eifrig ich Ihnen als Freund zu dienen bemüht bin," flüsterte dieser, „und wie sehr Sie auf mich rechnen können!"

„Seien sie meiner Erkenntlichkeit versichert!" versetzte Brühl, und eilte fort, während der englische Gesandte sich der Churprinzessin nahte und ihr seinen Respect bezeugte. — Voll Grazie und Freundlichkeit begrüßte ihn diese, und steigerte mehr und mehr die Bewunderung, welche ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit in Sir Hanbury bei seiner ersten Vorstellung erweckte.

Indessen eilte Brühl hastigen Schrittes seinem königlichen Gebieter entgegen, um den gegen ihn aufsteigenden Sturm, dessen Bedeutung er noch nicht kannte, zu beschwören.

„Gottlob! daß ich Sie finde, Majestät!" rief er aus, so wie er seiner ansichtig ward. „Die Frau Churprinzessin fing schon an besorgt zu werden, was ihrem königlichen Schwiegervater zugestoßen sei, als sie ihn nicht in der Probe fand."

„Es ist höchst verdrießlich, daß ich grade diese neue

Musik von Hasse nicht von Anfang an hören konnte," versetzte August III. verstimmt. „Aber diese Offiziere — es ist eine böse Geschichte, mein lieber Brühl, in die Sie auf eine unangenehme Weise verflochten sind. Man spricht von Ihrem Aufwand, von unterschlagenen Geldern; man klagt Sie an."

„Ach! Wenn es nichts weiter ist!" rief der schlaue Minister heiter, „dann können Ihre Majestät sich beruhigen. — Wenn ich die Schuld trage, so sind meine höchsten Wünsche erfüllt; wenn nur Ihr theures Haupt kein Vorwurf trifft, so lege ich das meinige mit Freuden Ihnen zu Füßen. Ich bin der erste Diener meines königlichen Herrn, seine Wünsche sind mein Gesetz, und wenn ich, um sie zu erfüllen, mit den mir angewiesenen Geldern nicht ausreiche, so müssen seine Unterthanen mir ihre Kassen leihen, das versteht sich doch wohl von selbst. Darüber zu klagen, ist unverschämt, ist gegen den Respect, ist eines getreuen Sachsen unwürdig. — Welchen Zeiten gehen wir entgegen, wo man sich das erlaubt!"

„Ja wohl!" versetzte König August beistimmend, „welchen Zeiten! — Während Alles geschieht, um meiner Regierung Glanz zu verleihen und mein kleines Land mit einer Strahlenkrone zu schmücken, welche die Augen Europas blendet und den Neid anderer Fürsten erregt, wollen meine Unterthanen sich beklagen! Das ist hart!"

„Es ist undankbar! Von Ihrer Armee doppelt undankbar; denn sie sollte dem Volke mit ihrem Patriotismus vorleuchten!“ rief Brühl empört. „Aber denken wir nicht weiter daran! Hören Eure Majestät das Ende der Cantate, es wird Sie zerstreuen.“

„Sie haben Recht, Brühl!“ versetzte der König mit einem langen Athemzuge, als fühle er sich von einer Last unangenehmer Gedanken befreit. „Ich ernte nur Undank. Statt gerne und freudig beizusteuern, wo ich Großes und Schönes schaffe, leitet diese Leute der kleinlichste Eigennutz. Sie denken nur daran, die gemeinsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, sie wollen essen und trinken.“

„Es ist kaum denkbar!“

„Statt sich über den Ankauf der schönen Gallerie des Herzogs von Modena zu freuen und stolz auf diesen neuen Erwerb ihres Vaterlandes zu sein; statt zu bedenken, daß die schönen Bilder in Prag, um die wir unterhandeln, mir eine bedeutende Summe kosten werden: statt dessen ist ihr Sinn nur auf die Befriedigung gemeiner Lebensbedürfnisse gerichtet.“

„Es fehlt ihnen noch aller Kunstgeschmack,“ warf Brühl ein.

„Den müssen wir bilden!“ rief der König warm. „Wir müssen uns Künstler erziehen! Welch ein schönes Talent ist nicht schon dieser Raphael Mengs, und dabei wurde er doch nur von seinem Vater angeleitet! Was

würde er ſein, wäre er in einer Malerſchule aufgewachſen! Dieſe zu gründen iſt mein heißer Wunſch! — Aber die Mittel! Ach Brühl! daß ich kein Louis Quatorze ſein kann! Daß mir kein Frankreich zur Regierung anvertraut iſt."

„Um ſo verdienſtlicher iſt, was Sie leiſten, Majeſtät! — Trotz aller Hinderniſſe wiſſen Sie das unmöglich Scheinende möglich zu machen."

„Weil Sie mir helfen, Brühl. Ein Miniſter wie Sie iſt ein Schatz für einen König. Ein Nein zu hören muß entſetzlich ſein!"

„Darum ſoll es Ihr Ohr nie verletzen, Majeſtät," erwiderte Brühl mit einer Verbeugung, die ſeinen Reſpect ausdrücken ſollte.

„Es wäre mir doch lieb, wenn Sie den Murrköpfen ein paar Pfennige überſenden könnten, um ihren Klagen ein Ende zu machen," ſagte der König nachdenklich. „Unzufriedene Geſichter ſind mir unerträglich, und dieſe Leute begegnen mir zuweilen."

„Sie ſollen morgen ihren Sold erhalten und eine andere Garniſon beziehen," verſetzte Brühl einwilligend. „Aber dürfte ich Sie jetzt an die Cantate mahnen?"

„Ja, ja, die Cantate. Wir armen Fürſten! Die Sorgen der Regierung ſtören uns bei jedem Genuße."

Sechstes Capitel.

Die Kuchenfrau von Blasewitz.

Noch ruhten die Morgennebel auf der Landschaft, auf den Wiesen wogten die Dünste der Nacht wie lustige Schatten empor, ein frischer, belebender Hauch zog durch die ganze Natur und rief die Blumen ihre Kelche zu öffnen, die Vögel ihr Lied zu singen, und das mächtige „Erwachet!“ in jedes Schläfers Ohr, bis Wald und Flur und Menschen unter den Jubeltönen erstanden und in den allgemeinen Chor einstimmten.

Eiligen Schrittes, die Wangen von der Morgenkühle frischer gefärbt, ging eine einfache, aber höchst sauber gekleidete Landfrau längs der Elbe hin, der Stadt zu. Oftmals erhob sie ihr Haupt und blickte, als ob sie die Entfernung mit dem Auge messe, nach dem Thurme der Frauenkirche hinüber, der sich gegen den Horizont mit seiner hohen Kuppel düster abzeichnete und schon in weiter Ferne sichtbar war; dann sah sie wieder auf den Korb herab, den sie in ihrer Hand trug und mit einem saubern weißen Tuche bedeckt hielt, damit dessen Inhalt, die viel gerühmten Kuchen von Blasewitz, von Luft und Staub nicht leiden möchten.

Die äußere Ramp'sche Gasse hinauf schritt sie dem Thore der Stadt zu, wo sie von der Schildwache angerufen, sich über den Inhalt ihres Korbes legitimiren mußte. — Nur ungerne zog sie das Tuch zurück und zeigte dem Soldaten die duftenden, braunen, frisch gebackenen Kuchen, welche ihm sichtlich den Mund wässern machten. — Indem sein Blick lüstern darauf ruhte, wurde ihr ängstlich zu Muthe. Sie schien für ihr Eigenthum zu fürchten. Sachte begann sie daher das Tuch wieder darüber hinzuziehen mit den freundlichen Worten:

„Kommen Sie nur einmal nach Blasewitz, dann sollen Sie sie bei mir kosten. Sie kennen mich ja, ich meine mein Gebäck, und wissen mich zu finden."

Der Soldat nickte bejahend. Dann setzte er zögernd hinzu: „Es riecht aber gar zu gut. Ich will es Ihr auch bezahlen, gebe Sie mir nur ein Stück von diesem frischen Kuchen da."

„Nicht um alles Gold der Welt!" rief die Frau erschreckt. „Es ist ja von meinem Fritz für die Frau Churprinzessin!"

„Was! Sie will ein Geschenk damit machen? Nun, ob dann ein Stück weniger oder mehr in dem Korbe ist, darauf kommt es nun just auch nicht an."

„Freilich kommt's darauf an! Es darf doch nichts

angeriffen sein, wenn man eine Gabe bringen will. — Da hat Er einen Groschen und nun laß Er mich ziehen.“

„Nun, Sie ist keine üble Frau, das muß ich sagen,“ rief lachend der Soldat. „Ich nehme das Geld, aber den Kuchen noch dazu.“

Er machte Miene ihr zu folgen, doch war es ihm nur Scherz damit; sie aber, seine ausgestreckte Hand fürchtend, suchte ihm eiligst zu entfliehen. —

Die gute Frau hatte Dresden nur selten besucht, sie war daher ihres Weges nicht ganz kundig und mußte, als sie den Neumarkt erreichte, einen Vorübergehenden um Auskunft bitten. Sie stand jetzt grade unter dem Thurme der Frauenkirche, der ihr bis in die Wolken hinauf zu reichen schien, und sah von hier aus Straßen nach allen Richtungen hin führen, welche von den fremden Gesandten und den Großen des Hofes bewohnt wurden und ihr an Pracht alles nur Denkbare zu überbieten schienen. Vor ihr aber befand sich die Hauptwache, und die hier Wache habenden Soldaten hätte sie gerne vermieden; darum hielt sie zögernd ihre Schritte an und wollte den großen freien Platz nicht überschreiten, bevor sie ihrer Richtung ganz gewiß geworden.

Sie hatte sich mit ihrer Nachfrage an einen Mann gewandt, dessen geistliche Tracht und gutmüthiges Gesicht ihr Vertrauen einflößte.

„Zu der Frau Churprinzessin will Sie? — Und das zu dieser Stunde? — Liebe Frau! das geht nicht so leicht. Fürstinnen haben nicht Zeit mit Jedermann zu reden. Wer hat Ihr das in den Kopf gesetzt?“ lautete die niederschlagende Entgegnung des Priesters.

„Mein Fritz!“ erwiderte sie kleinmüthig, während Thränen ihren Augen entstürzten.

„Und wer ist Ihr Fritz?“

„Mein Sohn, der in die weite Welt hinaus gegangen ist, um ein großer Musikant zu werden, und jetzt Alles aufgeschrieben und mir übersandt hat, damit ich es der Frau Churprinzessin überreiche.“

„Wenn Ihr Sohn wirklich etwas verstände, so hätte er wohl einen Beschützer gefunden, der sich seiner angenommen, meine liebe Frau! — Kehre Sie daher nur wieder nach Blasewitz zurück. Auf diese Weise wird Sie ihm nicht nützen. Ein Künstler bedarf andere Protection, als die seiner alten Mutter.“

„Das ist ja grade!“ erwiderte die Frau wehmüthig. „Das schreibt er mir ja auch. Und um ihn in seinem Vaterlande bekannt zu machen, will ich ja auch nur für ihn zu der Frau Churprinzessin gehen. — Wer soll sich denn sonst seiner annehmen, wenn es seine alte Mutter nicht thut? — Und in der Fremde mag es wohl recht schön sein; aber einen Sachsen treibt sein Herz immer

wieder in die Heimath zurück, und in seinem Vaterlande geehrt zu sein, das geht ihm doch über Alles! — Ich habe immer gehofft, ihn eines Tages mit dem Stocke in der Hand vor seinem Könige den Musikanten aufschlagen zu sehen, und möchte das Meinige thun, ihm zu dieser Ehre zu verhelfen. Ehrwürdiger Herr! helfen Sie mir, den Weg zu der Frau Churprinzessin zu finden! Gott wird es Ihnen lohnen, was Sie mir damit thun!"

Der Priester blieb einen Augenblick nachdenklich stehen, während sein Auge theilnehmend auf dem bittend zu ihm emporgerichteten Angesichte der Frau ruhte.

„Folge Sie mir!" sagte er dann. „Mein Weg führt mich in die Nähe des Schlosses. Ich werde sorgen, daß Sie Ihren Wunsch erreiche."

Rasch schritt er nun über den Neumarkt hin, der Auguststraße zu, bis er das Eingangsthor des gräflich Brühl'schen Palais erreichte. Hier stand er still und winkte einen der zahllosen Diener herbei, die in den Gesindestuben müssig umherstanden. „Begleite Er diese Frau nach dem Palais der Frau Churprinzessin, welcher sie eigenhändig den Inhalt ihres Korbes zu überbringen wünscht. Sorge Er, daß sie gemeldet werde, wenn sein muß, in meinem Namen!"

Demüthig verneigte sich der Diener, und mit einer Abschied winkenden Bewegung der Hand verschwand der Priester im Innern des Palais. —

Furchtsam blickte die Frau auf den gallonnirten Herrn an ihrer Seite. Daß man ihr so viel Ehre erweisen würde, hatte sie nicht erwartet noch gehofft, und es schien ihr eine gute Vorbedeutung für ihren Sohn und sein gutes Geschick. Sie betete im Stillen, daß Gott ihm ferner gnädig sein möge, und segnete in ihren Gedanken den guten Priester.

Dem Diener des Grafen Brühl waren alle Wege im churfürstlichen Palais bekannt und mit leichter Mühe gelangte seine Botschaft an die junge Fürstin. Maria Antonia, mit ihrem leichten Herzen und lebensfrohen Sinne, war allen Eindrücken offen, und wer sie gewinnen wollte, hatte bei ihr freies Spiel. Sie erhob sich früh, nach damaligem Brauche, und stand eben im Begriffe ihr Frühstück einzunehmen, als man ihr eine Kuchenfrau meldete, welche von Pater Guerini gesendet, ihr vortreffliches Gebäck selbst zu überreichen begehrte.

Sie lachte herzlich über diese neue Art der Huldigung im schönen Sachsenlande und hieß die Frau augenblicklich hereinführen. Sie liebte überdem noch süßes Gebäck, genoß oft mehr davon, als ihrer Gesundheit gut war, und sah daher nicht ohne angenehme Erwartung dem ihr zugedachten vortrefflichen Frühstücke entgegen.

Befangen trat die Landfrau ein und blickte fast ängstlich in dem von Gobelins und Seide und Gold

glitzernden Raume mit dem geglätteten Boden, der ihren Füßen kaum einen festen Halt zu bieten schien.

Maria Antonia musterte sie indessen. Die saubere Tracht, der kurze Rock, die steife Mütze, das ganze ländliche Costüm machten einen angenehmen Eindruck, sie meinte eine Gestalt aus einem Bilde der niederländischen Schule zu sehen. Erwartungsvoll sah sie dabei der Anrede dieses interessanten Gastes entgegen.

Diese erfolgte erst nach vielem Zögern. Befangen trat die Landfrau jetzt etwas näher, ließ sich auf ihre Knie nieder, entblößte den Inhalt ihres Korbes und bot ihn der Churprinzessin dar.

„Königliche Hoheit!“ sagte sie, und suchte in ihrem Gedächtnisse die Worte wieder zusammen, welche sie so mühsam zusammengestellt und wachend und träumend seit Wochen so unzählige Male wiederholt; „Königliche Hoheit! Mein Sohn, der in Rom ist, sendet mich an Sie ab, um Sie um Ihre hohe Protection zu bitten, die ihn zu einem großen Manne machen kann, wie er mir sagt. In ihrer Hand liegt sein Geschick! — Wenn Sie das gut finden, was er auf diese Blätter geschrieben, so ist sein Glück gemacht; hat es aber Ihren hohen Beifall nicht, dann, sagt er, werde ich nie mehr von ihm hören, dann wolle er die Heimath nimmer wiedersehen. — Darum möchte ich Sie gnädigst bitten zu lesen, was er Ihnen

geſchrieben hat; denn mein Sohn iſt der Apfel meines Auges, und mein Herz ſagt mir, daß er ein großer Mann werden muß. — Fühlte er das nicht auch in ſich, ſo hätte er mich nicht verlaſſen, ſo hätte er meine Kuchenwirthſchaft geerbt und wäre mein Troſt im Alter geweſen. Aber Gott hatte es anders beſchloſſen."

Damit reichte ſie der Churprinzeſſin mehrere zierlich und eng beſchriebene Notenblätter hin, welche dieſe ihr abnahm, während ſie ſie aufſtehen hieß.

„Da Sie eine ſo gute Bäckerin ſind," ſagte ſie, den Kuchen koſtend und dem Churprinzen davon hinreichend, „ſo zweifle ich nicht, daß Ihr Sohn ein eben ſo guter Muſiker ſei; denn wenn einmal die Ader des Tüchtigſeins in einer Familie ſchlägt, ſo iſt es gleichviel, was Einer unternähme, er wird immer etwas Ordentliches zu Wege bringen. Da ich nun aber hier berufen bin zu urtheilen, ob der Sohn nach ſeiner Mutter arte, ſo will ich nun, nachdem ich den Kuchen ſattſam geprüft, auch über die Muſik mein Urtheil ausſprechen. Warten Sie alſo ein wenig und Sie können meine Antwort an Ihren Sohn in Rom gleich mit ſich hinweg tragen."

Damit erhob ſie ſich und ſchritt zu ihrem Piano. Als vortreffliche Spielerin wurde es ihr nicht ſchwer die ihr vorgelegte Muſik zu entziffern. — Mehr und mehr vertiefte ſie ſich in die Compoſition, während jeden Ab-

schnitt ein lebhaftes Bravo des Churprinzen begleitete. „Vortrefflich! Gut gedacht! Schöner Uebergang!“ und dergleichen Worte ihres eigenen Beifalls bezeugten ihre Stimmung. Das Auge der Landfrau verließ sie dabei nicht, sie suchte in ihren Mienen nachzulesen, was ihr Ohr vernahm, ihr von Freude strahlendes Gesicht glühte in höchster Erregung, still falteten sich ihre Hände über ihrer Brust, und ohne sich dessen bewußt zu sein, sank sie in ihre Knie und stammelte ein lautes Dankgebet. —

Die Churprinzessin wandte jetzt zufällig den Kopf nach der Seite und hielt gerührt inne. Eine so reine Freude, ein so hohes Glück, wie es von dem Antlitze dieser Mutter leuchtete, ließen die Alten mit dem Tode beschließen, dachte sie bei sich selbst, während sie sich leise erhob und ihre weiße Hand wie segnend auf das Haupt der Landfrau legte. „Wie arm bin ich in meinem Glanze gegenüber solchem Reichthum des Herzens.“

Die Landfrau betete indessen fort, bis sie ihr Amen gesprochen. Dann neigte sie ihr Haupt vor der Churprinzessin, drückte den Saum ihres Gewandes ehrfurchtsvoll an ihre Lippen, und erhob sich nun mit einer Miene, als wäre sie in diesem Gemache zu Hause und gehöre seinen Bewohnern zu; denn das ihr bewiesene Wohlwollen hatte sie mit Vertrauen erfüllt, sie fühlte Gottes Hand über sich und blickte so geschützt, muthig um sich.

„Ihr Sohn beſitzt ein ſchönes Talent, liebe Frau!“ ſagte die Churprinzeſſin ſanft. „Schreiben Sie ihm, daß Sie mir ſeine Compoſitionen überbracht, und darauf von mir den Auftrag erhalten haben ihm zu ſagen: daß ich für ihn ſorgen und daß ich ihn zu meinem Leibmuſikus ernennen werde, ſobald er dazu tüchtig iſt.“

„Und dann wird er nach Dresden kommen und hier mit dem Stocke vorſchlagen?“ fragte die Frau mit ſtrahlenden Augen.

„Dann wird er nach Dresden kommen, der Herr Kapellmeiſter Neumann genannt werden und an unſerm Hofe die Concerte dirigiren,“ nahm der Churprinz mit ſeiner ihm eigenen Güte das Wort.

„Jeſus Maria! ſo hoch ſollte mein Sohn ſteigen!“ rief die Landfrau außer ſich, griff nach ihrem Korbe und eilte aus dem Zimmer, getrieben von dem Bedürfniß der Mittheilung eines Glückes, das ſie zu erſticken drohte. Ohne Aufenthalt eilte ſie nach Blaſewitz zurück, lief zum Gaſtwirthe, der ein wenig gelehrt war, und bat ihn an ihren Sohn zu ſchreiben: daß er den Stock führen werde.

Siebentes Capitel.

Faustine oder Mingotti.

Der Kapellmeister Hasse war eifrig vertieft, den Text zu seiner neuen Oper „Demo fronte“ durchzugehen, als die Thüre seines Zimmers heftig aufgerissen wurde und in ihr seine Gattin erschien, das noch immer schöne Angesicht vor Zorn geröthet, die großen dunkeln Augen unheimliche Blitze schleudernd.

„Nein, das ist unerhört!“ rief sie aus und ließ sich wie entschöpft auf einen Stuhl niedergleiten. „Solche Undankbarkeit! Solche Nichtachtung! Solch' ein flatterhaftes Wesen ist mir noch nicht vorgekommen. Das ertrage, wer kann! Aber ich halte es nicht aus! An einem Hofe, wo ich so lange die erste, gefeierte Sängerin war, wo man mich vergötterte, wo ich einer Königin gleich gebot und meinem Winke Alles sich beugte: da muß ich mich jetzt vergessen und übersehen finden, als ob ich eine passirte Künstlerin wäre! Ist es denn so weit schon mit mir gekommen? Sage mir, Hasse, bin ich in Deinen Augen todt, siehst auch Du mich schon für unbrauchbar an und schreibst nur noch Rollen für mich, weil ich Deinen Namen trage, weil ich Dir angehöre? Aber Du antwortest

ja nicht? Ich bitte Dich, ſo rede doch! So lege doch einen Augenblick dies entſetzliche deutſche Pflegma ab und zeige mir, daß Du empfinden kannſt — für mich empfinden kannſt!“

Sie brach in Thränen aus, deckte die Hände vor das Geſicht und ſchluchzte heftig.

„Aber Fauſtine, wovon iſt denn die Rede? was bewegt Dich denn ſo heftig?“ fragte Haſſe beſänftigend. „Bedenke doch, daß ich gar nicht weiß, warum es ſich handelt?“

„Und ahnſt es auch nicht? Ahnſt es nicht? Oh! Ueber dieſen Gleichmuth, der Dich verhindert vorzuempfinden, was ſelbſt einem Wilden ſein Inſtinct verrathen würde.“

„Aber wahrhaftig! ich weiß von gar nichts!“ erwiderte Haſſe, ſinnend ſein Haupt bewegend, als ſuche er vergeblich nach einem Fingerzeige.

„Weißt von nichts, und weißt doch, daß Porpora angekommen iſt, den Du Deinen Feind nennſt, weil Du vor zwanzig Jahren den Unterricht des Scarletti in Neapel dem ſeinigen vorgezogen. Weißt von nichts, und weißt doch, daß dieſer ſchlaue alte Kuppler, dieſer Mingotti, ſich eine dumme junge Deutſche angeheirathet hat, deren Stimme er will ausbilden laſſen, damit ſie eines Tages mich bei der Oper erſetze! Das kleine Affengeſicht! Als

ob sich jemals Ausdruck in solche Mienen bringen ließe, als ob eine Person ohne Nase und ohne Augen auf der Bühne Glück machen könnte! — Der verliebte alte Narr! Sie wird ihm seine Thorheit schwer büßen lassen. Er meint wohl, weil er Regisseur der Oper ist, so könne er auch Regisseur einer hübschen Frau sein. Corpo di Bacco! Er wird lernen, welch' ein ganz anderes Ding er dazu überwachen hat, und wie viel Schnippchen sie ihm schlagen wird, wenn er ihr in die Coulissen sehen will."

„Sie ist ein unbedeutendes kleines Ding, das Dir in keiner Art in den Weg treten wird," erwiderte Hasse besonnen. „Nimm die Sache nur ruhiger. Ich wüßte wirklich nicht, in welcher Weise sie Dir zu schaden vermöchte."

„Schaden? Nein, schaden wird sie mir allerdings nicht, wenn es einzig darauf ankommt bei ihrem Auftreten!" rief Faustine bitter. „Aber kränken wird sie mich, verletzen wird sie mich, tödten wird sie mich, und Du — wirst dazu lächeln, wie Du jetzt lächelst, Du Mensch ohne Blut und ohne Leben."

„Das ist Dein Ernst nicht, Faustine; denn Du weißt recht gut, wie theuer Du mir noch bist, wenn auch nur in Erinnerung dessen, was Du mir einstmals warst — bevor Du mich diese Reise nach Italien unter-

nehmen ließest," sagte der ernste Kapellmeister mit einem Blicke stillen Vorwurfs.

„Sprich mir davon nicht länger," erwiderte seine Gattin mit zusammengezogenen Brauen. „Man sollte denken, daß Dein Gedächtniß das Leben eines Salamanders hätte, so geschickt weiß es bei jeder Gelegenheit Erinnerungen heraufzubeschwören, die mir verhaßt sind. Wir sind keine wiederkäuenden Thiere, Friedrich. Was vergangen ist, das ist vergangen. — Weiß Gott! Ob es für mich nicht schmerzlicher sein muß, wie für Dich, an Tage erinnert zu werden, wo mir ein König zu Füßen lag und der ganze Hof mich vergötterte. — Ich habe es überlebt, von dieser stolzen Höhe herunter gestiegen zu sein; aber ich will nicht daran erinnert werden. Ich habe es überlebt, wieder mir von mir meinen Glanz zu borgen und der Schatten meiner selbst zu sein, indem ich Dich an meine Seite zurückrief; aber — tiefer zu sinken, das vermag ich nun nicht mehr. Ich will diese Bühne beherrschen, oder — ich singe nie wieder. Ich will die Königin dieses Opernpersonales sein, oder — ich danke ab und schüttele den Staub dieses undankbaren Bodens von meinen Füßen, und sage dem wankelmüthigen Könige ein ewiges Lebewohl!"

„Und wer könnte meiner Gattin den ersten Platz streitig machen wollen, so lange ich die Kapelle dirigire,

ſo lange man meine Compoſitionen hier aufführt und die Dir darin zugetheilten Rollen von Niemand ſonſt geſungen und geſpielt werden *können* und werden *ſollen*," verſetzte der Kapellmeiſter ſich erhebend und ſich mit verſchränkten Armen ſeiner Gattin gegenüberſtellend.

„Die Mingotti!" erwiderte Fauſtine beſtimmt. „Die Mingotti!"

„Aber wie ſo? Doch nicht ohne meine Zuſtimmung? Sie müßte denn das Unmögliche leiſten wollen, oder auch — mich bewegen können, für ſie eine Rolle zu ſchreiben."

„Dazu kann nicht *ſie* Dich bewegen, oh! das weiß ich nur zu wohl; aber der König kann es, der König, dazu angeſtiftet von der Churprinzeſſin, die bereits nicht ohne Einfluß iſt."

„Iſt ſie das!" ſagte Haſſe kalt. „Mir gleich. Laß ſie verſuchen, was ſie über *mich* vermag. Mir ſteht am Ende ja die weite Welt offen, ich finde gleich einen andern Poſten; ob man hier aber ſobald einen Kapellmeiſter fände, um meine Stelle zu erſetzen, das wäre doch noch die Frage."

„Oh! Auch dafür ſorgt dieſe weiſe, kluge junge Fremde!" rief Fauſtine ſpöttiſch. „Auch darauf iſt ſie ſchon bedacht. — Sie hat einen Protegé, den ſie in Rom ausbilden läßt und der dann Deine Stelle einnehmen ſoll.

„Einen Protegé!“ lachte Haſſe ſpöttiſch. „Den gönne ich ihr gerne, denn er wird ihr Geld koſten, und hinein protegiren kann ſie ihm doch nichts; denn die Muſik ſtammt vom Himmel, ſie iſt eine Gabe des Höchſten; wer die nicht mit auf die Welt bringt, der gewinnt ſie auch nicht!“

„Und die Mingotti wird auch ausgebildet. Der Porpora ſoll ſie unterweiſen. Er iſt geſtern Abend mit ihr bei der Churprinzeſſin geweſen, der König iſt dazu gekommen und hat ſolche Freude an dem Geſange der kleinen Aeffin gefunden, daß er dem Porpora monatlich hundert Thaler zugeſagt, wenn er ſie unterrichten wolle.“

„Und er hat ſich dazu verſtanden?“

„Das verſteht ſich, und ſich noch ſehr geehrt gefühlt.“

„Hm!“ ſagte Haſſe bedenklich. „So alſo ſtehen die Dinge? — Es wird ſein letztes Unternehmen der Art ſein. Seine Zeit iſt vorüber. Es iſt für ihn un clou pour s'accrocher *).

„Und Du ſiehſt die Gefahr nicht?“ fragte Fauſtine ungeduldig.

„Wo ſollte ſie ſein? Was thut es uns, daß Porpora hier iſt? Was thut es uns, wenn er die Mingotti unterrichten will? Die paar hundert Thälerchen werden wir

*) Burney, Musical State of Germany.

doch nicht beneiden ſollen? — Ich dächte, daß bei unſerer Einnahme Niemand darauf verfallen könnte, uns der Mißgunſt zu zeihen. — Wir leben ja wie Prinzen, und meine Zeit iſt viel zu koſtbar, um ſie als Geſanglehrer auszubeuten."

„Das wohl, aber —"

„Nun? Welch ein Aber haſt Du denn noch?"

„Die Mingotti iſt jung und nicht ganz ohne Stimme. Wenn es Porpora gelänge etwas aus ihr zu machen."

„So wird man die Früchte davon hier nicht ernten; denn ſo wahr ich Haſſe heiße, ſoll ſie hier in keiner von mir componirten Oper auftreten, ohne ſich zu blamiren. Verlaſſe Dich darauf! — Wir führen ſie auf das Eis, und laſſen ſie durchfallen."

„Du meinſt das wirklich? Das wäre ein Triumph, den ich erleben möchte!" rief Fauſtine erheitert.

„Hier meine Hand darauf, daß er Dir werden ſoll!"

Sie ergriff ſeine Rechte, hielt ſie einen Augenblick in der ihrigen, und warf ſich dann mit plötzlicher Ueberwallung des Gefühles an ſeine Bruſt.

„Haſſe!" ſagte ſie ſanft. „Haſt Du mir wirklich noch immer nicht vergeben? Bleibt die Erinnerung jener Jahre denn ewig in Dir wach, wo ich meine Liebe zu Dir meinem Stolze opferte, und ach! ſo bitter dafür

büßte? — Kannſt Du denn nimmer vergeben und vergeſſen?“

„Vergeben ſchon, vergeben habe ich Dir längſt, Fauſtine; vergeſſen, nein. — Vergeben iſt Sache des Herzens, und mein Herz ſpricht zu lebhaft für Dich, um nicht immer wieder in neuer Wärme für Dich zu erglühen. Vergeſſen aber — muß der Kopf, und der iſt halsſtarriger, als mir lieb iſt. Am beſten alſo, wir vermeiden, darauf zurück zu kommen. Du denkſt nicht mehr daran, ſo will auch ich es ſcheinbar nicht mehr thun.“

„Ich denke nicht daran! — O Gott! Du glaubſt das nicht, kannſt das nicht glauben, Haſſe. — Spricht mich doch täglich aus Deinen Mienen der bleiche Vorwurf an, daß ich dieſe glatte Stirne gefaltet, dies Haar gebleicht, dieſen Zug trüben Ernſtes um Deine Lippen gelegt! — Ich denke nicht daran! — Als ob ſich ſo etwas vergeſſen ließe, als ob der Stachel innern Vorwurfs ſeine Spitze je verlieren könnte, trotz Beichte, trotz Abſolution und allen Segnungen der Kirche! — Ich denke nicht daran! O Gott!“

Sie ließ ihr Haupt bewegt auf ſeiner Bruſt ruhen.

Er drückte einen ſanften Kuß auf ihre Stirne, ſtreichelte zärtlich ihre Wangen und führte ſie dann auf ihren Sitz zurück.

„Ich glaubte, Du würdeſt heute dem jungen Mengs

ſitzen?“ fragte er dann, um ſie auf andere Gedanken zu leiten. „Er trifft ſo herrlich, daß es mir leid thun würde, nicht noch ein Bild von Dir zu erhalten, bevor er ſeine Kunſtreiſe nach Rom antritt.“

„Ich war nicht aufgelegt, nachdem ich alle dieſe Neuigkeiten gehört, und habe ihn auf morgen beſchieden. Es iſt übrigens ein Krieg unter den Künſtlern ausgebrochen, der den Pater Guerini zur Verzweiflung bringt. Silveſtre iſt eiferſüchtig auf den jungen Mengs, er will nicht hinter einem Knaben zurückſtehen, nicht mitanſehen, daß der König einem Kinde Aufträge ertheile, die er ſelbſt auszuführen im Stande. — So hat er denn um ſeinen Abſchied gebeten, um in ſein Vaterland zurückzukehren.“

„Das wird dem Könige ſehr unlieb ſein!“ ſagte Haſſe kopfſchüttelnd. „Er hält viel auf Silveſtre und kann ihn kaum entbehren.“

„Und doch wird er es müſſen; denn er, ſo wenig wie wir Andern, wird vor jüngern Talenten, die uns nicht das Waſſer reichen, zurückſtehen wollen. Will er die erſten Meiſter der Welt an ſeinem Hofe verſammelt ſehen, ſo muß er ihnen ihre Stelle auch unbeeinträchtigt laſſen.“

„Das ſagt ſich leichter, als es auszuführen iſt,“ verſetzte Haſſe nachdenklich. „Es wollen denn doch auch

wiederum jüngere Talente ermuthigt und in ihrer Ausbildung beschützt und gefördert sein, woher sollte sonst die Folgezeit ihre Künstler entnehmen?"

„Kommt Zeit, kommt Rath!" sagte Faustine leichthin, ergriff ein Notenblatt, auf das eben ihr Auge fiel, und trällerte die darauf befindliche Arie.

„Was ist denn das für Musik?" fragte sie, sich unterbrechend. „Wie kommst Du zu dem Texte?"

„Er ist aus einer Cantate der Frau Churprinzessin, welche am Geburtstage der Königin Maria Josepha bei Hof gesungen werden soll."

„So?" sagte Faustine gedehnt. „Ah! Jetzt verstehe ich! Sie will sich dabei mit fremden Federn schmücken. Und wahrscheinlich sollen die Mingotti und der Porpora ihr dabei helfen."

„Sie besitzt ein schönes Talent, kann aber natürlich nicht nach den Regeln der Kunst die Musik setzen, und bedarf darum meiner Beihülfe," sagte Hasse anerkennend.

„Die Leute gebrauchen, wozu man sie nöthig hat, und sie nachher bei Seite setzen! Ja, ja, wir kennen das! — Fürsten sollten eigentlich auch nicht selbst Musik treiben wollen, sondern uns nur zuhören und uns bewundern."

„Sie haben aber doch mitunter eine Stimme wie wir,

und ein Talent wie wir, und wollen, was ihnen Gott gegeben hat, benutzen. — Als Friedrich von Preußen vor zwei Jahren die neun Tage in Dresden zubrachte und alle Tage mit uns spielte, da fandest Du nicht, daß er bloß Hörer sein sollte."

„Ja, weil er doch hörte und gut hörte, wenigstens mich. Diese Maria Antonia aber scheint sich selbst am liebsten singen zu hören."

„Nun, davon haben wir doch noch keine Beweise."

Indem klopfte es und der eintretende Diener meldete, die Frau Churprinzessin lasse den Herrn Kapellmeister zu sich entbieten, weil sie ihn dringend zu sprechen wünsche.

„Wahrscheinlich wegen ihrer Cantate!" rief Faustine spöttisch.

„Warten wir es ab!" sagte Hasse ruhig, setzte seine große Perrücke auf und kleidete sich an, dem Befehle zu folgen.

Die wenigen Schritte bis zum Palais waren bald zurückgelegt. Maria Antonia empfing den Maestro in ihrem Privatzimmer, umgeben von ihren Büchern, Musikalien und ihrem Farbenapparate. Freundlich nickte sie ihm einen guten Morgen zu und bot ihm die Hand zum Kuße.

„Mein lieber Herr Kapellmeister," redete sie ihn

an, „ich habe verſchiedene Wünſche gegen Ihn auszuſprechen, von deren Erfüllung ein Theil meines Glückes und meiner häuslichen Zufriedenheit abhängt.“

„Königliche Hoheit belieben zu ſcherzen!“ erwiderte Haſſe überraſcht von der Anrede.

„Nein doch, ich ſpreche in ganzem Ernſte. Sehe Er, mein lieber Haſſe, ich liebe die Muſik über Alles und möchte gar zu gerne ſelbſt ein Weniges darin leiſten. Dies wird uns Fürſten aber ſehr ſchwer, weil wir von Jugend auf nicht angehalten werden, etwas mit Ernſt zu betreiben, und durch mancherlei Zerſtreuungen abgezogen werden. Dann wieder verdirbt man uns durch vorzeitiges Lob und verleitet uns das Schlechteſte ſchon gut zu finden, ſobald wir es ſelbſt machen. Mein ganzer Ehrgeiz iſt daher etwas zu leiſten, das ein wirkliches Lob verdiente, und dazu muß Er mir helfen.“

„Ich ſtehe, Königliche Hoheit, in Allem zu Dienſten; aber wahrlich! bei Ihrem Talente geziemt Ihnen ſolche Beſcheidenheit ſchlecht.“

„Geziemt ſie mir wohl, mein lieber Herr Kapellmeiſter,“ erwiderte lachend die junge Churprinzeſſin und nahm aus ihrer goldenen Doſe eine Priſe. „Ich weiß ſehr gut, daß ich nichts weiß, und aus dieſem argen Zuſtande ſoll Er mich befreien. Ich möchte componiren lernen und bitte Ihn, daß Er mich darin unterweiſe.“

„Aber Königliche Hoheit haben ja den Porpora!“ rief Hasse aus, dem jetzt plötzlich einfiel, daß er vielleicht verrichten solle, was jenem nicht anstehe.

„Ich habe den Porpora, ja; aber der Porpora ist kein Hasse,“ sagte die Churprinzessin ernster werdend. „Der Porpora ist gut, um mir das Trillern und alle die modischen Manieren des italienischen Gesanges beizubringen, die der Frau Königin so unerläßlich scheinen; aber von der edlern Tonkunst und ihren Regeln weiß der alte Herr gar wenig; dagegen ist Er, mein lieber Hasse, weltbekannt wegen Seiner wundervollen Compositionen, Opern, Cantaten und aller möglichen schönen Stücke. Es würde uns daher sehr lieb sein, wenn Er an jedem Donnerstag mit seiner lieben Gemalin, der berühmten Faustine, zu uns an den Hof kommen wollte, um eine kleine musikalische Aufführung in meinen Gemächern zu leiten, wobei Jeder nach Kräften und Neigung thätig sein könnte, während Er mir am Morgen privatim eine Stunde Unterricht in der Composition ertheilte. Auf diese Weise hoffe ich, durch Theorie und Praxis meinen Geschmack zu bilden und unterscheiden zu lernen, wo die Spreu und wo der Weizen. Nun sage Er mir, ob dieser Vorschlag Ihm genehm ist und ob Er mir diesen Willen thun kann.“

„Eure Königliche Hoheit wissen schon, daß Ihre Wünsche mir Befehl sind; doch —“

„Kein doch," fiel die Churprinzessin ein. „Es kann nur von Ja oder Nein die Rede sein. „Er ist der erste Musikus an diesem Hofe, mein lieber Hasse, Ihm gebührt daher überall die erste Stelle, und es wäre eine Beleidigung für Ihn, wollte ich, wo es Ehre und Auszeichnung gilt, einem Andern den Vorzug geben. Das verstehe Er wohl."

„Hat der Porpora nicht vielleicht schon diese Ehre abgelehnt?" fragte Hasse mißtrauisch.

„Er ist wahrhaft drollig, mein lieber Kapellmeister!" rief Maria Antonia, welche von Pater Guerini in den Streit der musikalischen Welt eingeweiht, diese Auswege des Künstlers ganz gut verstand. „Der Porpora kann nicht annehmen, was ihm nicht geboten ist. Nur wenn Er ablehnt, muß ich mich an ihn wenden, und Er wird mir den Kummer nicht machen, des Beistandes eines so berühmten Meisters und in der Faustine ein Vorbild im Gesange entbehren zu sollen."

„Was das letztere betrifft, so ist die Mingotti da."

„Wie kann Er nur so reden!" rief die Churprinzessin. „So gut wie die Mingotti singe ich allenfalls auch. Darum macht es mir Spaß, mich mit ihr zu messen, und zu sehen, wer beim Porpora die schnellsten Fortschritte macht. Es ist ein Wettlauf von zwei Stümpern, die sich Beide nicht vor der göttlichen Faustine hören lassen können. — Nun aber ja oder nein?"

„Ja!“ rief Hasse begeistert. „Eure Königliche Hoheit machen mir ein solches Amt zur Freude. Ich eile, Faustine von Ihrem Wohlwollen für sie zu benachrichtigen.“

„Thue Er das, mein Herr Kapellmeister. Sage Er ihr, wie sehr ich sie bewundere und mich auf ihren göttlichen Gesang freue.“

Sie nickte ihm freundlich seinen Abschied zu. Als sich die Thüre hinter dem Musiker geschlossen, trat von der andern Seite der Churprinz, gefolgt vom Pater Guerini in das Gemach. „Nun?“ fragten sie, mehr noch mit dem Ausdruck der Mienen, als mit Worten.

„Ich habe ihn gewonnen,“ erwiderte lachend die Churprinzessin. „Er wird mit der göttlichen Faustine kommen.“

„Du bist eine kleine Hexe!“ flüsterte der Churprinz und drückte die Hand seiner Gattin schmeichelnd an seine Lippen.

„Königliche Hoheit haben mir einen Stein vom Herzen genommen,“ seufzte der Priester hoch auf. „Die Faustine war in einer Wuth, einer Wuth — daß ich unsere ganze Oper schon zerstört sah.“

„Seien Sie ruhig, Sie haben jetzt eine Gehilfin bei Ihrem Vermittleramte, mon père,“ sagte der Chur-

prinz. „Mit dieſer Bundesgenoſſin können Sie manchen Sturm beſchwichtigen.“

Haſſe erreichte indeſſen ſeine Wohnung, wo Fauſtine ihm neugierig entgegen trat. „Nun? Etwas von der Mingotti?“ fragte ſie lebhaft.

„Nichts von der Mingotti, Alles von der Fauſtine!“ rief er vergnügt. „Wir muſiciren jeden Donnerſtag bei Hofe, und bleiben was wir ſind, Nr. 1. Die Churprinzeſſin aber iſt ein wahrer Engel an Liebenswürdigkeit.“

Achtes Capitel.

Die Meſſe in Leipzig.

Die junge Churprinzeſſin ſehnte ſich lebhaft, ihr neues Vaterland nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Leipzig, damals weltberühmt als Handelsſtadt, gehörte zu den Plätzen, welche als ſehenswürdig aufgeſucht wurden, und kaum hatte Maria Antonia ſich mit Dresden und ſeiner Umgebung vertraut gemacht, ſo erwachte auch ſchon der Wunſch in ihr, einen Ausflug nach der Schweſterſtadt zu unternehmen.

Der Churprinz konnte ſeiner jungen Gemalin nichts

verweigern; er erklärte sich also auch diesmal sogleich bereit ihr zu willfahren, und bat sie, nur die Zeit der Messe abzuwarten, wo sie dann in doppelter Hinsicht von ihrer Reise befriedigt sein werde.

Das Korn war geschnitten, die Astern blühten, der Weinstock prangte mit reifenden Trauben; so rückte denn auch der Tag heran, wo sich die Straßen des Landes mit Fremden aus allen Theilen der Erde bedeckten und ein großer Menschenstrom durch die dem Handel weit geöffneten Thore Leipzigs einziehen sollte.

Die königlichen Staatswagen standen bereit, um auch das jugendliche Fürstenpaar diesem Ziele zuzuführen.

Unter Baumalleen hin, welche von reifen Früchten prangten, zur Linken den Elbestrom mit seinen vielfachen Krümmungen, bald dem Auge entschwindend, bald wieder ganz nahe aus den duftigen Wiesen mit seiner Silberfläche auftauchend, zur Rechten die anmuthige Hügelkette, wo die Rebe gedeiht, und der Winzer seine Häuschen auf luftiger Höhe erbaut, um ihren Wachsthum zu überwachen, führte die Straße nach Meißen zu, wo die alte Burg, von den Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet, das junge Fürstenpaar von der Höhe herab ehrwürdig begrüßte.

Hier befand man sich auf recht eigentlich sächsischem Boden, hier mahnten die grauen Mauern des alten

Stammſchloſſes das junge Paar, der Geſchichte ihres Hauſes nachzudenken, und in dem Wachſen und Gedeihen ihres Geſchlechtes die Abſichten der Vorſehung zu erkennen. Mit Intereſſe hörte Maria Antonia ihrem Gatten zu, wenn er ihr von ſeinen Vorfahren ſprach, in deren Geſchlecht ſie jetzt eingetreten, und ihr Einzelnheiten aus deren Erlebniſſen mittheilte, welche, obwohl der Geſchichte angehörend, ihr dennoch fremd geblieben waren.

Es wurde hier ein Ruhetag gemacht, um die Umgegend kennen zu lernen und auch die Porzellanfabrik zu beſuchen, deren Berühmtheit zu jener Zeit ſo groß war, daß bei den meiſten Staatsverhandlungen zu den Bedingungen der Einigung immer als Zuſatz ein koſtbarer Gegenſtand des hier angefertigten Porzellans gefordert wurde.

Selbſt Künſtlerin, betrachtete Maria Antonia mit lebhaftem Antheil ſowohl die Formen, wie die Malerei und den ganzen Gang der Zubereitung, von dem erſten rohen Auswirken des Tons an, bis zu dem letzten, mit ſo viel Sorge und Gefahr vollendeten Erglühen im Ofen. Sie fragte mit Umſicht nach allen dabei anzuwendenden Handgriffen und unterrichtete ſich genau über das ganze Verfahren. Scherzend flüſterte ihr der Churprinz zu: ob ſie nicht lieber als Geſelle um eine Anſtellung nachſuchen wolle, da ſie den Kram nun doch ſchon halb verſtehe?

Sie lachte. Dann aber fügte sie, plötzlich sehr ernst werdend, hinzu: „Mein Lieber, es ist doch noch die Frage, ob wir, als Besitzer dieser Fabrik und selbst hier fördernd und schaffend, nicht innerlich noch größere Befriedigung fänden, als wie bei unserm jetzigen Metier — als Fürsten ohne Thron.“

Ueber Oschatz und Wurzen wurde nun die Reise fortgesetzt, und endlich lag in einer Ebene vor ihnen die mit Festungsgräben und Mauern wohlverschanzte Handelsstadt an der Pleiße.

Das junge Paar stieg in der Burg ab und empfing hier das Willkommen der Abgesandten von Senat und Bürgerschaft, so wie von der Universität. Diese Pflicht überstanden, dachten sie daran, ihre eigene Neugierde in Bezug aller Merkwürdigkeiten der Stadt zu befriedigen.

In den Straßen herrschte das dichteste Gedränge, auf dem Markte stand Bude an Bude, Käufer und Verkäufer wogten in buntem Durcheinander. — Der Armenier, der polnische Jude, der Fez, der Turban, alle Costüme, alle Trachten waren hier vertreten, und das bunte Durcheinander von Sprachen erinnerte an Babylons Fall. Die Russen mit ihren langen Bärten, die hohen Gestalten der Griechen in ihrer würdigen Kleidung erregten vor Allem die Aufmerksamkeit, und indem der Einzelne

stehen blieb diesen Gestalten nachzublicken, vermehrte er nur die schon herrschende Unordnung des Gedränges.

Dabei war jeder Miethbewohner aus seinen Zimmern verwiesen, um Fremden Platz zu machen, und indem die Stadt auf diese Art ihre eigentlichen Bewohner einbüßte, gewann sie nur um so mehr ein fremdartiges Ansehen. —

Die Churprinzessin wünschte lebhaft sich in dies bunte Gedränge zu mischen; aber das Entsetzen ihrer Oberhofmeisterin über einen solchen Gedanken überzeugte sie schnell, wie unmöglich es sei, hier selbständig zu handeln. Es wurde also in der belebtesten Gegend ein Erkerfenster für sie gemiethet, von wo aus ihr Auge diesem bunten Treiben zusehen mochte.

„Da sitzen wir nun und sehen das Leben wieder einmal aus der Perspective an," bemerkte sie halb bitter, halb scherzend, als sie ihren Standpunkt eingenommen und das bunte Gewühl zu ihren Füßen sah.

„Wir überschätzen stets, was uns versagt ist, oder auch was wir nicht kennen," erwiderte der Churprinz milde.

„Thue recht und scheue Niemand! Das sollte mein Motto sein, wenn die Baronin von Freyberg es erlaubte," sagte Maria Antonia lachend.

„Die Pflichten meines Amtes gebieten mir eine

ſolche plebejiſche Moral für ſittenverderbend zu erklären," erwiderte die Oberhofmeiſterin mit großer Förmlichkeit.—

Der laute Lärm auf der Straße ließ keine weitere Unterhaltung zu. — Eine altmodiſche Lohnkutſche kam eben des Weges und gerieth in Colliſion mit einem Laſtwagen, der durch das Gedränge aufgehalten, ohnehin nicht wußte, ob er ſich vorwärts bewegen, oder ſtehen bleiben ſollte. Dazwiſchen leierte eine Orgel ihr monotones Lied, ein Polychinell verſuchte durch ſeine Künſte Zuſchauer herbeizulocken, während eine blinde Sängerin aus allen Kräften ihre kreiſchende Stimme erhob und ein Affenführer die Künſte ſeines Schutzbefohlenen mit ſonoren Tönen anpries.

Was heute noch alljährlich auf der Vogelwieſe und auf Jahrmärkten die Menge zu lebhafter Bewunderung aufruft, verfehlte damals eben ſo wenig Schauluſtige anzulocken, und ſo ſahen denn der Churprinz und ſeine Gemalin mit wahrem Vergnügen dieſem bunten, tollen Leben zu, das ſich ihnen auf dieſem Jahrmarkte der Welt in ſeinen grellſten Schattirungen bot. Müde kehrten ſie dann Abends in ihre Wohnung zurück, um in der Frühe des nächſten Tages mit neuen Kräften ihren Standpunkt wieder aufzuſuchen. Nach dem förmlichen Gange ihres Hoflebens war dies wenigſtens ein Wechſel für ſie.

Als ſie ſich nun endlich ſatt geſchaut und in ihrem

vergoldeten Staatswagen eine Promenade außerhalb der Wälle der Stadt versucht, auch das Rosenthal und seine schon in gelblichen Färbungen prangenden Bäume in Augenschein genommen, fing Maria Antonia an, sich nach Beschäftigung zu sehnen. Ihr nie rastender Geist konnte nie lange ohne Nahrung sein, ohne daß sie eine peinliche Leere fühlte. In einer Stadt, welche zugleich die Wissenschaften vertrat, mußte es noch eine Unterhaltung ernsterer Art für sie geben, als nur dem Lärm der Messe zuzuschauen.

Sie trug daher ihrem Oberhofmeister, Baron von Wezel, auf, Erkundigungen einzuziehen, welche der Herren Professoren sich in irgend einer Art hervorgethan, und befahl, ihr deren Werke zu überbringen, und die Autoren darauf zu ihr zu bescheiden.

Wie erstaunt war sie nun, als ihr darauf die Fabeln von Gellert in die Hände kamen, als sie des gelehrten Gottsched Abhandlungen über die Beredsamkeit erhielt und endlich sogar erfahren mußte, daß selbst die Frau Gottsched, eine geborene Culmus aus Danzig, in vielfacher Weise auf literarischem Gebiete thätig war, ja so eben erst für die Bühne ein Stück: „Die Pietisterei im Fischbeinrocke" herausgegeben hatte, und in dem Rufe wunderbarer Gelehrsamkeit stand.

Diese Frau also hatte erreicht, was Maria Antonia

so lebhaft für sich selbst begehrte; sie hatte sich einen Namen erworben, der mit Bewunderung genannt wurde; sie wurde geehrt ihrer Verdienste willen. Daß Maria Antonia den weit bekannten Namen der Gottsched heute zum ersten Male hörte, kann nicht Wunder nehmen; denn sie war eine Fremde auf diesem Boden, wo es noch keine Tagespresse gab und erst ein einziges Blatt im Entstehen war, worin freilich von der Literatur immer noch nicht geredet wurde. Außerdem trieben die Fürsten die deutsche Sprache auch nur grade so viel, um sich mit ihren Untergebenen verständigen zu können; für ihren eigenen Umgang bedienten sie sich des Französischen, und lasen auch nur, was in fremden Sprachen geschrieben wurde, wo sie denn freilich an Voltaire und Rousseau, und an den eben so bedeutenden Schriftstellern Englands, an einem Goldsmith und Johnson, mehr Gefallen finden mußten, als an den Producten in unserer noch sehr herbe klingenden Sprache.

Die Frau Gottsched wurde nun zu der Frau Churprinzessin beschieden.

Am Arme ihres steifen, gelehrten, pedantischen Gatten, der eine Allongenperrücke trug, welche ihm bis an den Gürtel reichte, trat die deutsche Schriftstellerin ein. Ihres Ruhmes sich bewußt, benahm sie sich mit Würde und Haltung. Maria Antonia ließ ihr helles Auge einen

Augenblick forschend auf ihr ruhen, bevor sie ihr mit freundlicher Grazie die weiße wohlgepflegte Hand entgegen hielt. — So hatte sie sich die Dichterin nicht vorgestellt. So groß, so stark gebaut, mit so unschönen Zügen! — Welch' ein seltsames Spiel der Natur! Eine schöne Seele in einem so häßlichen Körper — oder doch keine schöne Seele vielleicht?

Das Paar war kinderlos, Frau Gottsched konnte daher ganz ihrem Gatten leben und seine Interessen zu den ihrigen machen. Auf Befragen der Churprinzessin theilte sie ihr mit, wie sie ihre Tage verlebe, und wie glücklich sie sich fühle, täglich mehr zu lernen, im Umgange mit ihrem Gatten täglich ihre Kenntnisse zu erweitern.

„Und die Küche?" fragte Maria Antonia. „Auch die Küche besorgen Sie?"

„Mit dem Kopfe, ja, Königliche Hoheit," erwiderte Frau Gottsched. „Da unsere Verhältnisse es gestatten, daß wir eine Köchin halten, so führe ich nur die Aufsicht, um meine Zeit einem würdigeren Streben zuzuwenden."

„Und Sie schreiben deutsch?" fragte Maria Antonia weiter. „Sie finden wirklich, daß diese Sprache Ihnen die Worte für Ihre Gedanken zu leihen im Stande ist?"

„Und warum nicht?" nahm Gottsched lebhaft das Wort. Seit Lutter „eine feste Burg ist unser Gott" darin gedichtet, haben wir uns wohl überzeugen müssen, daß

der Herr uns eine Sprache verliehen, auf deren Bau wir ſtolz ſein können. Warten wir es nur ab. Schon tagt ein neuer Morgen, ſchon regt es ſich mächtig in unſerm Volke und ſchöne Kräfte geben ſich kund. — Da iſt Gleim und Graun; da iſt Weiße, der uns den Kinderfreund geſchrieben; da iſt Rabener, deſſen Satyren einem Swift und Smollet nacheifern; da iſt der junge Leſſing, und unſer Fabeldichter Gellert, und noch ſo Viele mehr; darum, Frau Churprinzeſſin, bitte ich Sie inſtändig, an unſere deutſche Sprache und ihre glorreiche Zukunft zu glauben."

„Schon um eines Gottſched willen würde ich das thun," erwiderte ſie lächelnd; „ſchon um der ſchönen Sachen, welche eine Gottſched uns darin geſchrieben, dürfte ich nicht mehr zweifeln. Bitte! leſen Sie mir eins Ihrer Gedichte vor, Madame, damit ich den Klang der deutſchen Sprache im ſchönſten Rhythmus mit Ihrem ſchönen Organe vernehme."

Frau Gottſched fand dieſe Aufforderung ganz in der Ordnung, wie es ſchien; denn der gelehrte Herr Profeſſor zog ſogleich ein Buch aus der Taſche, reichte es ſeiner Gattin, welche ohne Zögern mit vieler Declamation folgende Ode begann:

„Wie glücklich ist der Mensch, der hochgeboren ist.
Sein reiner Geist zertheilt die Nebel eitler Sorgen,
Den mancher Erdenwurm statt seiner Speise frißt,
Und darf nicht den Verstand von seinem Golde borgen;
Er bringt durch diesen Dunst, der Vieler Augen blendet,
Weil er durch solchen Tand nicht seine Zeit verschwendet."

Maria Antonia hörte dem Vortrage mit vieler Aufmerksamkeit zu und schenkte ihm aufrichtigen Beifall; denn in jener Zeit waren die Ansprüche noch bescheiden, ein bischen Reimen und Sprachgewandheit, wie sie jetzt jeder Schulknabe besitzt, galt für ein Talent, für eine Dichtung, für das Werk eines Genies. — Die Kenntnisse, welche man an der Frau Gottsched so hoch bewunderte, würden unter uns kaum einer besondern Beachtung genießen.

Maria Antonia jedoch urtheilte ihrer Zeitepoche gemäß, wo es den Frauen im Allgemeinen schwer ward Kenntnisse zu erwerben, und die Einzelne, welche durch Zufall oder Umstände ihrem Wissensdrange zu genügen vermochte, darum noch wie ein Wunder betrachtet ward.— Da die Churprinzessin selbst in dem Rufe seltener Ausbildung stand, so war es ihr um so interessanter hier Vergleiche anzustellen. — Frau Gottsched zählte freilich fast ein Dutzend Jahre mehr als sie und hatte diesen Zeitraum ganz ihrer geistigen Entwickelung zuwenden können.

Das war ihr unter keiner Bedingung möglich, und dennoch — hoffte sie nicht hinter ihr zurück zu bleiben.

Unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken entließ sie das gelehrte Paar, welches, nicht unempfindlich gegen das Lob hochgestellter Personen, in einem Meere von Seligkeit schwamm. Noch aufgeregt durch den in ihr geweckten Gedanken in Bezug auf ihre eigenen Talente stand Maria Antonia sinnend am Fenster, als ihr schon der feine, liebenswürdig, wahrhaft wie ein Dichter aussehende Gellert angemeldet wurde.

Gleich auf den ersten Blick fühlte die junge Prinzessin hier den verwandten Geist; aus diesem Auge sprach sie eine Seele an, welche durstig wie die ihrige, nach dem Schönen suchte und es nach vielem Irren nur da fand, wo es sich zugleich dem höchsten Gedanken anschloß.

In dieses milde Auge hätte sie immer blicken mögen, das halb melancholische Lächeln um diesen feinen Mund immer auf's Neue hervorrufen mögen!

Aber — es war ja nur eine Audienz, die sie gab. Die dazu anberaumte Stunde war schnell entflohen, und sie durfte den eiligen Zeiger nicht hemmen wollen. — Dichter und Könige wandelten damals noch ganz verschiedene Pfade und begegneten sich wenig im Leben. Die Ersteren sangen in das Volk hinein, daß es eine Seele habe, die ihnen nach empfinden könne; die Andern woll-

ten den Völkern diese gefährliche Ueberzeugung ferne halten.

Das Begegnen mit bedeutenden Menschen bleibt nie ohne einen Nachhall in uns. Maria Antonia konnte den Eindruck lange nicht überwinden, den das Begegnen mit diesen drei ausgezeichneten Persönlichkeiten, und mehr noch die mit ihnen geführte Unterhaltung in ihrer Seele angeregt. Sie empfand eine Sehnsucht nach ihrem gewohnten Leben, nach ihren Morgenbeschäftigungen und ihren Lehrern. Ihr Ehrgeiz hatte frische Farben gewonnen. Sie konnte einst Beherrscherin dieses Landes, sie konnte Königin von Polen werden; doch — bevor diese Gunst des Schicksals ihr zu Theil ward, wünschte sie etwas durch sich selbst zu sein, um ihrer selbst willen Bewunderung zu verdienen.

Schweigsam saß sie an der Seite ihres jungen Gatten, der diese ernste Miene an ihr nicht kannte. Er hatte gehofft, die junge, lebensfrohe Frau durch diese Reise erheitert zu sehen, und nun kehrte sie fast schwermüthig mit ihm nach Dresden zurück.

Theilnehmend und fragend zugleich ließ er sein Auge auf ihr ruhen.

Sie verstand seinen Blick und beantwortete ihn.

„Wenn wir allein sein werden," flüsterte sie ihm zu, „stehe ich Dir Rede."

Am Abend dieses Tages fanden sie sich endlich allein. Ermüdet von der Reise, hatten sie sich in ihre Gemächer zurückgezogen und ihr dienendes Personal entlassen. Der Churprinz hatte sich in einen bequemen Armstuhl niedergelassen, seine Gemalin wandelte, ihrer Gewohnheit folgend, auf und ab. Ihr unruhiges Temperament litt sie nicht lange auf einer Stelle. Sie bedurfte der anhaltenden körperlichen Bewegung, als Ableiter für ihre geistige Thätigkeit.

Sinnend folgte ihr das Auge des Churprinzen.

„Wir sind jetzt allein, Antonia," begann er endlich.

Wie aus tiefen Gedanken erwachend, wandte sich die Prinzessin auf diese Frage zu ihm, ein liebliches Lächeln umspielte ihre Lippen, und sich mit raschem Entschluße an seine Seite setzend und schmeichelnd seine Hand ergreifend, sagte sie:

„Ich bin nicht undankbar, Christian. Ich danke Dir von ganzem Herzen für die Reise. Wenn sie mir aber das versprochene Vergnügen nicht ganz gewährte, so liegt die Schuld davon weder an Dir noch an mir. Die Einbildungskraft malt uns das noch nicht Gesehene meistens mit goldenen Farben, und schauen wir darauf mit eigenen Augen, so wird plötzlich alles grau, was vorher die schönsten Tinten trug. So ist es mir schon häufig ergangen im Leben. Als ich mit meinem hochseli-

gen Vater nach Frankfurt zur Kaiserkrönung ging, was stellte ich mir da nicht alles vor von der prächtigen Reichsstadt und meinem Auftreten daselbst als kaiserliche Prinzessin, und schließlich fand ich die Stadt nicht schöner als Leipzig, und mich auch selbst nicht eben mehr geehrt und geliebt, als ich mein Lebtag in München es gewesen. Das konnte ich lange nicht verwinden. Von da an hing ich mehr meinen idealen Träumen nach, und suchte im Reiche der Poesie, was mir die Wirklichkeit versagte. — Da stiftete ich denn den Freundschaftsbund, l'ordre de l'amitié, und hoffte in dieser Verbrüderung mir ein neues Reich zu gründen, in welchem ich Geister beherrschte und über Herzen geböte. Aber, schließlich war es auch damit nichts. Endlich kam ich hierher, als Deine Gattin, das lang gesuchte Glück zu finden . . . ."

„Und fandest Dich abermals getäuscht," fiel der junge Mann mit leisem Vorwurfe ein.

Sie legte ihm sanft die kleinen, zarten Finger auf den Mund und sagte halb schmollend: „Und fand diesmal alle meine Erwartungen übertroffen; denn mir wurde ein Gatte zu Theil, der alle Tugenden in sich vereint und mich zur Königin seines Herzens erhob. — So weit also ist mein Glück vollkommen. Die Enttäuschung kam nicht von dieser Seite her."

„Und wo denn fandest Du sie?"

„In unſerer Stellung zum Hofe. — Wir müſſen dieſem gegenüber ganz unthätig, ganz unbeſchäftigt ſcheinen. Das quält mich. Ich fühle einen ſolchen Drang in mir zu nützen, zu ordnen, zu ſchaffen, daß mir ein müßiges Zuſehen die größte Strafe iſt. Ich möchte Einfluß beſitzen und ihn auf Andere geltend machen. Ich fühle ſo viel adminiſtratives Talent in mir, das ſchlummern muß und darum an mir zehrt. Ich weiß nicht wohin mit meinen Kräften. Eine innere Unruhe verzehrt mich. — Als ich nun in Leipzig dieſe Gottſcheb ſah, die mir ſo ruhig, ſicher, ſelbſtzufrieden entgegen trat, da beneidete ich ſie um ihre Stellung zu den Menſchen, und wünſchte lebhaft, was ich als Fürſtin nicht gelten darf, durch meine Talente mir zu erringen. Daraus entſtand mein Wunſch hierher zurückzukehren und mit erneuertem Fleiße meinen Studien obzuliegen. — Verſtehſt Du nun, was mich ſo ernſt bewegte?“

Der Prinz zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann ſah er ſeine Gattin zärtlich und theilnahmsvoll an und erwiderte:

„Du biſt ehrgeizig, Antonia. So ſtrebe denn und ſchaffe Dir ein Glück, das ich Dir nicht gewähren kann. Meines Beiſtandes ſollſt Du auch dabei nie entbehren; denn Deine Seele iſt die meine, wie Deine Zufriedenheit die meinige iſt.“

„Welch ein Herz!“ rief sie und sah mit inniger Bewunderung zu ihm auf.

In dem Momente störte sie der Baron von Wezel, welcher eine aus Rom durch die Gesandschaft eingelaufene Depesche brachte. Mit eiliger Hand erbrach Maria Antonia das große Siegel, welches der Academie der Arcadia angehörte, und entfaltete das Schreiben. Aber kaum hatte sie die ersten Zeilen gelesen, so sank sie mit einem: O mein Gott! in ihren Sessel zurück und Thränen entstürzten ihren Augen. Bestürzt sah der Prinz diese Aufregung und griff nach dem Briefe. Aber schnell ihre Hand darauf legend, sagte sie sanft: „Laß mich selbst zu Ende lesen, Christian! Es ist zu viel des Glückes. Die Academie hat mich zu ihrem Mitglied ernannt. Ich bin unter dem Namen Ermelinda Paléa *) eingeschrieben. Dies ist mein Diplom, das mein Gedicht mir gewonnen.“

Sie schöpfte tief Athem, als gelte es ihre Brust von der Ueberfülle dieses Glückes zu erlösen. Dann sprang sie auf und ging, die Hände auf's Herz, unruhig im Zimmer auf und ab, als wolle sie dessen lautes Schlagen beschwichtigen.

Endlich trat sie an den Prinzen heran, legte ihren Arm um seinen Nacken und flüsterte ihm zu: „Ermelinda

*) Weber, Maria Antonia.

Paléa! So nenne mich, wenn wir allein sind. Das ist jetzt mein schönster Name. Ermelinda Paléa. So nenne ich mich als italienische Dichterin."

Hier wurden sie auf's Neue unterbrochen. Der Baron von Wezel meldete, es wünsche der russische Gesandte, Graf Bestoncheff, zu dieser späten Stunde noch Vorlassung, um sich eines Auftrages der Kaiserin zu entledigen, der schon seit mehreren Tagen auf Erledigung warte, verzögert durch die Abwesenheit der Churprinzessin.

Verwundert sah Maria Antonia ihren Gatten an. Was konnte die große Elisabeth von ihr, der unbedeutenden und machtlosen Fürstin wollen, mit welcher Botschaft ihren Gesandten an sie beauftragt haben? —

Sie faltete schnell ihr Diplom von der Academie der Arcadia zusammen, nahm eine würdige Haltung an und hieß den russischen Bevollmächtigten herein führen.

Weit öffneten sich die Thüren. Graf Bestoncheff trat ein, und vor der Churprinzessin ein Knie beugend, überreichte er ihr im Namen seiner Kaiserin den St. Katharinen-Orden, als Ausdruck ihrer aufrichtigen Bewunderung und Verehrung.

Purpurglut färbte der jungen Fürstin Wangen bei Empfangnahme des glänzenden Kleinods. Schien es doch, als hätten Süd und Nord sich heute verschworen, ihrem Zweifel an die eigene Bedeutsamkeit ein grelles

Dementie zu geben. Mit Mühe nur behauptete sie ihre Fassung und erwiderte dem Ueberbringer mit dem Ausdrucke der Huld:

„Entrichten Sie, Graf Bestoucheff, Ihrer Kaiserin für diesen Ausdruck Ihrer Huld meinen Dank, den ich ihr morgen in einem eigenhändigen Schreiben wiederholen werde, sobald ich von Seiner Majestät, dem König, die Erlaubniß erhalten, den mich ehrenden Schmuck tragen zu dürfen."

Damit winkte sie ihm seine Entlassung.

„Nun, meine Ermelinde Paléa?" fragte der Churprinz lächelnd, so wie die Thüren sich hinter dem Gesandten der mächtigen Kaiserin geschlossen. „Sollten wir jetzt nicht lieber beten: Der Herr bewahre mein Herz, daß es nicht übermüthig werde?"

„Ach, Christian! es ist zu viel des Glückes auf einmal!" rief die junge Frau, die Hand ihres Gatten innig an ihre Lippen drückend, als sei er es, dem sie für das empfangene Gute zu danken. „Ja, ich fühle es, ich bin nicht länger eine unbedeutende Prinzessin, ich bin geschätzt, geehrt als talentvolle Frau, und brauche keine Gottsched länger zu beneiden. — O mein Gott! Wie danke ich Dir aus meines Herzens tiefstem Grunde für diesen Tag."

Neuntes Capitel.

Das Adagio in der Oper Demofronte.

Der Winter hatte die Erde mit einem dichten Schneemantel überzogen. Eine ſtarke Eisſchichte bedeckte die Elbe. Zum Vergnügen wagte ſich Niemand hinaus, auf den Straßen war es einſam und nur das helle Glöckchen eines Schlittens unterbrach von Zeit zu Zeit die Stille.

Maria Antonia ſtand am Fenſter und hauchte in die mit Froſtblumen überzogenen Scheiben eine Oeffnung, durch die ſie dann einen Blick auf Himmel und Erde warf. Im Kamine praſſelte behaglich ein großer Holzſtoß. Auf dem Tiſche lagen Notenblätter und Bücher, mit denen ſie ſo eben noch beſchäftigt geweſen.

Ein Zug der Sorge furchte heute ihre ſonſt ſtets heitere Stirne. Sie ſchien einen unangenehmen Gedanken verſcheuchen zu wollen, der indeſſen gegen ihren Willen immer wieder zu ihr zurückkehrte.

Da wurde Graf Brühl gemeldet. — Purpurglut überzog ihre Wangen, als ſie ſeinen Namen hörte, und gewaltſam faßte ſie ſich, um den in ſeiner eleganten Morgenkleidung eintretenden mächtigen Miniſter zu begrüßen. Den Hut unter dem Arme, den Degen an der

Seite, verbeugte er sich tief vor der jungen Fürstin, die in gesteigerter Erwartung seiner Anrede entgegen sah.

„Königliche Hoheit," begann er und zog ein Päckchen aus der Brusttasche seines reichgestickten Rockes, „im Namen Seiner Majestät händige ich Ihnen hiermit die Quittungen für 18.355 Thaler 14 Gr. 4⅘ Pf. ein, welche sie aus besonderer Zuneigung für Sie hat berichtigen lassen" *).

„Wie?" rief die Churprinzessin erstaunt, „der König weiß? Er kannte meine Verlegenheit? — Kann denn diesem Hofe nichts verschwiegen bleiben?"

„Nichts, was Sie, oder der königlichen Familie gleich nah gestellte Personen betrifft," versetzte der Minister mit vielsagendem Lächeln. „Darum auch bittet Sie der König, in Zukunft bei dergleichen kleinen Verlegenheiten sich lieber direct an ihn zu wenden, als an Wucherer, welche den Namen Ihrer Königlichen Hoheit nur compromittiren. Denn selbstverstanden könnte es dem Hofe nicht angenehm sein, wenn es bekannt würde, daß Sie diese kleine Schuld nicht in Ihrem Heimathlande zu decken vermochten; aus dem Grunde auch wäre mir es lieb gewesen, wenn Sie sich in dieser Angelegenheit privatim an mich gewandt hätten, und wir unter uns diese Sache

*) Weber, Maria Antonia.

hätten beseitigen können. Mehrmals versuchte ich Ihre Königliche Hoheit dazu anzuregen; aber entweder verstanden Sie meine Winke nicht, oder wollten Sie nicht verstehen. Und doch wäre es so wünschenswerth, daß Sie Vertrauen zu mir faßten — nicht nur für mich, ich glaube auch für Sie, Prinzessin."

Er schwieg.

Maria Antonia hatte ihm mit tiefem Ernste zugehört und schien noch unentschlossen, was sie ihm erwidern sollte. Endlich begann sie:

„Es ist mir allerdings nicht lieb, den König von meinen Privatangelegenheiten unterrichtet zu sehen," sagte sie stolz, „darum auch versuchte ich mir diese Summe durch eine Anleihe zu verschaffen. Nun er aber darum weiß, ist es auch keine Schande. Es ist jedenfalls geziemender, daß mein königlicher Schwiegervater diese Schuld bezahlt, als daß ich bei Ihnen um eine heimliche Deckung derselben nachsuchte. Von einem Juden darf man borgen; dort gibt man hohen Zins. Seinen Freunden aber soll man in anderer Münze zahlen, je nachdem unser Dank sich geltend machen kann; dazu darf eine Fürstin sich nie verstehen, ohne die Gesetze der Ehre zu verletzen. Ihre Schuldnerin wäre ich daher unter keiner Bedingung geworden, mein Herr Graf. Mag es auch heißen, daß die Churprinzessin nicht Haus halten könne, daß sie ihr Ein-

kommen zu klein für ihre Bedürfnisse finde, daß ihr Hang zur Großmuth sie vergessen lasse zu zählen, wie viel Thaler noch in ihrem Säckel, bevor sie eine Gunst ertheile, eine Bitte gewähre, einem Talente die Mittel zu seiner Ausbildung verleihe; gleichviel! — Immer will ich Fürstin in dem Sinne bleiben, zu geben, wo ich geben muß — und sollte ich auch mein letztes Kleinod darum verpfänden. Freigebig sein, c'est mon métier! — Ein mühsam erworbenes Gut mag man mühsam verwalten; uns Fürstinnen aber regnet das Geld in den Schooß, es fließt aus den Taschen des Volkes in die unsrigen, und wie der Strom sein Bette sucht, so auch will es bei uns nicht weilen und dahin zurückkehren, woher es gekommen. Dies ist meine Ansicht von der Sache, Graf Brühl."

„Sie ist echt königlich," erwiderte der mächtige Günstling mit einer leichten Neigung seines Hauptes, „nur leider! nicht allen Verhältnissen anpassend. Einer Kaiserin Elisabeth, einer Maria Theresia muß man diese Denkungsart wünschen, ja sie an ihnen bewundern; denn mit der Macht vermählt sich die Großmuth ebenbürtig."

„Wenn man sie rechtmäßig besitzt," erwiderte Maria Antonia empfindlich. „Ich bin, Sie wissen es, zu gleichen Ansprüchen berechtigt, wie es die Kaiserin-Königin ist, und wenn das Schicksal ihr günstiger war, indem es sie den Thron meines Großvaters besteigen ließ, so.

kann mich das nicht der Eigenschaften entkleiden, welche mir durch dieselbe Stellung anerzogen sind."

„Eigenschaften, welche die Welt bewundert, und der Stolz Ihres neuen Vaterlandes sind," versetzte Graf Brühl einlenkend. „Glauben Sie mir, Prinzessin, daß wir es zu würdigen wissen, welche Zierde Sie unserem Hofe sind, durch den Verein so vieler Talente, deren jedes allein schon einen Namen berühmt machen können. Dichter und Künstler waren nie ausgezeichnete Rechenmeister, ausgenommen im Zählen der Silben und Berechnen des Dreiklangs; die andern Nummern haben für sich nicht Werth noch Bedeutung."

„Sie haben darum nie selbst eine Kunst ausgeübt, nicht wahr, Graf?" fragte Maria Antonia mit leisem Spotte.

Er verstand die Anspielung, wollte sie jedoch überhören.

„Jeder wuchert mit dem Talente, das ihm der Himmel verliehen," erwiderte er in seiner gewöhnlichen schmiegsamen Weise; „nicht Alle können in der Academie der Arcadia Mitglieder werden, nicht Alle für ihre Dichtungen Orden empfangen!"

Diese Anspielung traf die schwache Seite der Prinzessin. Ein freundliches Lächeln drückte ihre Befriedigung aus, und ihm die Hand zum Kuße reichend, sagte sie:

„Wir wollen nicht mit einander hadern über das, was wir ſind und was wir nicht ſind, ſondern in Frieden unſern Weg neben einander wandeln. Leben Sie wohl, Graf Brühl.“

Damit war er entlaſſen.

Maria Antonia ſeufzte hoch auf, als ſich die Thüre hinter ihm geſchloſſen. Sie nahm die für ſie zurückgelaſſenen Papiere, durchſah ſie und legte ſie dann mit umwölkter Stirne in ihr Schreibpult. Wie manche unangenehme Minute hatte ein ſolches Defizit in ihrer Kaſſe ihr ſchon bereitet, wie oft ſie genöthigt, Wege zu gehen, gegen die ſich ihr Stolz empörte, wie oft ſie der peinlichſten Verlegenheit bloß geſtellt! Und jetzt, an dieſem fremden Hofe, mußte ſie gleich damit hervortreten, mußte ſie eine Blöße geben, welche den ihr Uebelwollenden ein freies Spiel ließ; mußte ſie ſich ihrem königlichen Schwiegervater auf eine beſchämende Weiſe verpflichtet fühlen! Sie mußte ihm ihren Dank ausſprechen; aber mit welcher Stirne ſollte es geſchehen?

Sie legte die Hand über die Augen, als wünſche ſie dieſe ihr peinlichen Gedanken zu verbannen.

Lieb war es ihr daher, als in dem Momente der engliſche Geſandte, Sir Charles Williams, gemeldet wurde. —

Der liebenswürdige, geiſtvolle Mann war ihr eine

ſtets willkommene Erſcheinung, und dies um ſo mehr noch, ſeit ſie ſich bewußt geworden, wie hoch er ſie ſchätzte und bewunderte, und wie viel Vergnügen er an ihrer geiſtvollen, belebten Unterhaltung fand *). Bei ſeinem Eintritte ſchwand daher auch heute der Ausdruck von Sorge augenblicklich aus ihrer Miene, und mit der ihr gewöhnlichen Heiterkeit hieß ſie ihn willkommen.

„Ich komme, um Ihnen etwas ſehr Spaßhaftes zu erzählen, Königliche Hoheit!“ begann er gleich nach der erſten Begrüßung.

„Dann ſind Sie mir ein Bote des Himmels!“ rief Maria Antonia lebhaft; „nie ſo ſehr, wie heute, ſehnte ich mich, der Gegenwart zu vergeſſen.“

„Dieſem Wunſche vermag ich leider! nicht Genüge zu leiſten, da ich grade bei der Gegenwart ſtehen bleiben muß und zwar bei der allernächſten. Dieſe Mingotti —“

„Ah! Was von ihr?“ rief Maria Antonia lebhaft.

„Nun, ſie hat die Kühnheit, das ihr von Haſſe geſetzte Adagio, mit Begleitung der Violinen Pizzicati, ſingen zu wollen, und damit wird und muß ſie öffentlich durchfallen“ **).

„Sind Sie davon allen Ernſtes überzeugt?“ fragte

*) Sir Charles Williams Memoiren in Briefen.
**) Burney, State of music in Germany.

die Churprinzessin zweifelnd. „Die Mingotti ist nicht so einfältig, wie sie aussieht. Glauben Sie es mir, sie wird sich hüten öffentlich durchzufallen. Entweder singt sie ihre Sache vortrefflich, oder — sie wird vor Aufführung der „Demofronte“ krank.“

„Das letztere wäre nur aufgeschoben und damit nicht aufgehoben; denn für immer kann sie ihre Migräne nicht behalten und die einmal einstudirte Oper muß doch endlich gegeben werden. Hasse und Faustine sind in der äußersten Spannung, wie die Sache ablaufen wird. Faustine besonders erwartet mit athemloser Neugierde dieses gemeinsame Auftreten mit einer Nebenbuhlerin, die sie zu fürchten beginnt. — Sie hätte nie geglaubt, daß die Mingotti so thöricht sein würde, eine Arie zu übernehmen, die ihr Hasse zum Possen componirt, nur um ihre Mängel zu zeigen. Daß sie sie ohne Weiteres angenommen, begreift Niemand. Je näher nun die Zeit der Aufführung rückt, je begieriger ist man zu erfahren, was sie damit beginnen wird. Daß sie sie mit Porpora einstudirt, weiß man. Aber die Stunde ihrer Uebungen hat man nicht erfahren können, obwohl Faustine einen Preis darauf gesetzt, wer ihr hinterbringen könne, wann Porpora zur Mingotti gehe. — Der Verräther schläft nie, wie Sie wissen, und so muß ihr gesagt worden sein, daß die Faustine sie mit Lauschern umringe. Als nun gestern

Abend einer dieſer ausgeſandten Boten dem Haſſe die Nachricht bringt, ſo eben begebe ſich der Porpora zur Mingotti, ſo hüllt dieſer ſich ſogleich in ſeinen warmen Pelz und eilt im dicken Schneegeſtöber nach dem Hauſe der Mingotti, um unter ihrem Fenſter zu lauſchen. Kaum hat er in einem Mauervorſprung Poſten gefaßt, ſo erhebt ſich hoch über ihm in den Lüften ein jammervolles Katzenduett, dem gleich darauf ein Aſchenregen folgt, der den Herrn Kapellmeiſter zu einen wandelnden Puder-mantel macht. Vor Wuth zum Berſten, darf dieſer nicht laut werden laſſen, wie tief ihn dieſe Verrätherei empöre, und muß ganz ſtill beſchämt das Weite ſuchen."

„Wie kann er ſich aber auch eine ſolche Blöße geben!" rief Maria Antonia lachend.

„Das ſagt man wohl, Königliche Hoheit. Doch der Eitele geht ſelten grade Wege. Und das Geheimniß, womit die Mingotti ihre Uebungen treibt, erweckte um ſo mehr ſeine Neugierde. So überzeugt er auch iſt von dem überlegenen Talente einer Fauſtine, ſo ſicher er dieſe Nebenbuhlerin durch eine Arie vernichtet zu haben glaubt, die ſie mit den Mitteln ihrer Stimme nicht ſingen kann, ſo hat er doch ſchwache Augenblicke, wo er von einer ſolchen Möglichkeit träumt, und aus übertriebener Sorge — ſich einer Katzenmuſik und einem Aſchenregen ausſetzte."

„Man darf wohl nicht fragen, wie Sie das Alles erfahren haben?“ fragte die Churprinzessin lachend.

„Eigentlich nicht,“ erwiderte Sir Charles mit schalkhafter Miene, „doch — Sie werden mich nicht verrathen, Königliche Hoheit. So will ich Ihnen denn bekennen, was mich grade des Weges führte und zum Zeugen der Scene machte. Wir Diplomaten, das wissen Sie, müssen überall sein, müssen uns in Alles mischen. Ich besonders, der ich an diesem Hofe so schlecht accreditirt bin, seit das französische Interesse hier durch die Vermählung der Prinzessin mit dem Dauphin so bedeutend die Oberhand gewonnen, habe doppelte Verpflichtung mich in alle Schichten der Gesellschaft einzudrängen und mir überall Freunde zu gewinnen. Da habe ich denn auch mit Heinecke Bekanntschaft gemacht, so schwer mir dies auch wurde, weil wir uns nur lateinisch verständigen können, und zwar auf die unvollkommenste Weise. Trotz dieses mangelhaften Austausches unserer Gedanken hat er aber ein sehr großes Vertrauen zu mir gefaßt und mir die Geheimnisse seines Herzens mitgetheilt. Er liebt die Gravella.“

„Unmöglich!“ rief Maria Antonia lachend.

„Allen Ernstes!“ erwiderte der Gesandte, nachdem auch er einem Anfalle seiner Lachlust freien Lauf gelassen. „Er ist sterblich in sie verliebt, und da er ihr seine Gefühle nur durch seine Blicke mittheilen konnte, so hatte er

mich gebeten, ihm eine warme Erklärung seiner Sentimens aufzusetzen, die er ihr dann mit der Bitte um ein Stelldichein übersenden wollte. — Natürlich hatte ich ihm hierin gewillfahrt und — war ein wenig neugierig, das Paar bei seiner Zusammenkunft zu belauschen. Indessen — wir warteten vergeblich; die Schöne erschien nicht, und als es acht Uhr schlug, mußte ich mich entfernen und den armen Heinecke seinem Schicksale allein überlassen mit der Sorge im Herzen, daß er die ihm von mir einstudirte Anrede an seine Donna wieder vergessen werde."

„Sie hätten die Sache aber doch abwarten sollen," rief die Prinzessin bedauernd.

„Dazu trieb mich auch meine Neigung allerdings auf das lebhafteste, und nur die Pflicht, die kalte, scheuchte mich von dannen. Ich hatte nämlich der Gräfin Mogenska versprochen, bei ihrem Spiele mich einzufinden, und wollte Monsieur du Ipars nicht den Pas gönnen. — Die Gräfin ist ihm ohnehin gewogen, weil er ihr Monsieur d'Ollone zugeführt, von dem sie große Summen gewinnt, und ich durfte daher nicht durch eine Nachlässigkeit von meiner Seite den französischen Gesandten noch mehr in das Licht stellen und meinem Einfluße schaden."

„Das thut mir leid! Ich hätte so gerne gewußt, ob die Gravella den Heinecke wirklich erhört!" rief Ma-

ria Antonia. „Es wäre ein ſeltſamer Geſchmack von ihrer Seite.“

„Oder vielmehr eine Geſchmackloſigkeit, der ſie ſich diesmal indeſſen nicht ſchuldig gemacht, wie ich verſichern kann,“ ſagte der brittiſche Geſandte mit feinem Lächeln.

„So wiſſen Sie?“ fragte Maria Antonia hoch aufhorchend.

„Daß ſie den armen Menſchen bis zehn Uhr im Schnee ſeufzen ließ, und ihm dann lachend eine Roſe durch das Fenſter zuwarf, es aber ſogleich wieder verſchloß.“

„Der Schalk! Heinecke wäre jedoch eine gute Partie für ſie geweſen. Er iſt reich.“

„Die Kleine folgte jedoch, wie es ſcheint, für jetzt ihrem Herzen, das dem jungen Grafen Brühl angehört, der wahrſcheinlich auch die Roſe für ſie geworfen.“

„Auch das haben Sie entdeckt?“

„Mit Hülfe des Pater Guerini, zu deſſen Partei die Gravella gehört, die nun durch ihren Geliebten einen mächtigen Bundesgenoſſen auf ſeine Seite führt.“

„Und unſer Annibali?“

„Der reizendſte aller Sänger hält ſich beiden Parteien fern und verkehrt nur mit Malern. Silveſtre hat freilich mit ihm gebrochen, ſeit er den jungen Mengs zu ſo großem Anſehen gebracht; doch das trübt ſeine

immer versiegende gute Laune keinen Augenblick. Er singt sein Lied, wie ein Vogel des Waldes, und kümmert sich um den Hader der Welt nicht; denn Neid und Mißgunst sind seinem Herzen fremd."

„Er wohnt aber doch bei den Uebrigen im italienischen Dörfchen?"

„Das freilich, weil er dort freies Quartier hat; sonst aber verkehrt er wenig mit seinen Landsleuten."

„Ich denke mir, daß sie Alle gleich sehr den schönen Himmel ihres Vaterlandes hier vermissen müssen, und was kann sie dafür entschädigen!" rief Maria Antonia warm. „Wenn ich einen Wunsch hege, so ist es der, einmal selbst noch die Alpen zu übersteigen und die liebliche Zunge reden zu hören, die hier schon mein Ohr erquickt, wo sie nur durch die Musik und Dichtkunst zu mir redet. Ich tauge eigentlich für diesen Himmelsstrich nicht, ich hätte im Süden geboren werden müssen."

„Das hätte der Norden dem Süden nie verziehen," sagte Sir Charles mit Galanterie.

Als er sich entfernt hatte, trat der Churprinz ein. Sogleich berichtete ihm nun seine Gattin den ganzen Inhalt ihrer letzten Unterhaltung; von dem frühen Besuche des Grafen Brühl aber schwieg sie, denn sie wußte, daß es den Churprinzen empfindlich verletzen würde, sie so bloßgestellt zu sehen.

Lebhaft nahm auch er Theil an diesem kleinen Sängerkriege zwischen der Faustine und der Mingotti, der nun durch die Oper „Demofronte“ zu einer offenen Fehde ausgebrochen war.

„Graf Algarotti verweilte indessen bei mir,“ sagte er endlich wie beiläufig. „Er sprach viel von dem Ankauf der Gemälde in Prag, wegen deren der König, mein Vater, mit Maria Theresia unterhandelt, und meinte, daß Friedrich von Preußen uns diese Schätze beneiden müßte. — A propos! Auf seine Empfehlung hat der König einen gewissen Bianconi zu seinem Leibarzte ernannt, einen jungen, schönen, talentvollen Italiener, der aber schwermüthig ist, weil seine Verlobung mit einer reizenden Protestantin*) in Kaufbaiern, einer Sophie von ..... zurückgegangen ist, wegen Glaubensskrupel des Vaters.“

„Wie thöricht!“ rief Maria Antonia lebhaft. „Es führen ja viele Wege nach Rom!“

„Pst!“ rief der Churprinz und legte den Finger auf den Mund, „aber nur einer zum Himmel. Laß den Pater Guerini ja nicht merken, daß Du die Straße dahin so breit wähnst, sonst verräth er es unserer gnädigen Mama, und dann verschreit sie Dich als eine verlorene

*) Der spätern Sophie Laroche.

Seele. Sie ist ohnehin sehr niedergeschlagen, seit ihr liebster Hofnarr das gelbe Fieber hat."

Lautes Geräusch auf der Straße unterbrach sie hier. An das Fenster tretend, gewahrten sie einen Schlittenzug, der die Schloßstraße entlang dem Seethore zufuhr. Es waren die Brüder des Churprinzen, die sich die Lustbarkeit machten, der älteste, Prinz Xaver, in Begleitung seines natürlichen Onkels, des Grafen von Rutowsky, und der jüngere, Karl, mit dem Chevalier de Saxe, den er später auch beerben sollte.

„Möchtest Du nicht auch den schönen, hellen Wintertag zu einer Fahrt benützen?" fragte der Churprinz seine junge Gemahlin, als er die erregte Miene gewahrte, mit der sie dem bunten Zuge nachschaute.

Sie sah ihn freundlich dankbar an und erwiderte: „Ich muß erst noch meine Lection lernen, sonst sind meine Lehrer unzufrieden. Ich habe heute noch nicht die Laute geübt."

Er ließ sie gewähren. Ihm gleichviel, was sie vornahm, sobald es sie nur zufrieden stellte.

Abends gingen sie in die Oper. Es wurde in dem kleinen, im Zwinger erbauten Hause Leucippo *) gegeben. Die ganze königliche Familie war gegenwärtig. Kaum

*) Klemm, Chronik von Dresden.

aber war der letzte Ton verklungen und das Publikum das Freie zu gewinnen im Begriffe, da brachen die Flammen hervor, ein Nothschrei erfüllte die Lüfte, und zu dem dunkeln Nachthimmel empor hob sich die rothe Feuersäule und beleuchtete mit magischem Scheine die herrlichen Gebäude ringsum und die weiße kalte Schneedecke darunter. — Auf der Brücht sammelten sich die Zuschauer in dichten Reihen, um des herrlichen Schauspieles zu genießen, das in grausiger Schönheit einer Erleuchtung des Colosseum in Rom so ähnlich sah, wie Wirklichkeit und Täuschung es einander sein können.

Als der Morgen kam, erblickte man auf der Stätte, die gestern noch dem Vergnügen gewidmet gewesen, nur rauchende Trümmer. Neugierig liefen auch heute die Leute noch herbei, den Staub und die Asche zu beschauen; der Aberglaube jedoch knüpfte seine Prophezeihungen an die zerstörte Stätte, es war ihm der Vorbote irgend eines kommenden Uebels, das Jeder nach seiner Weise aus der Zukunft zu lesen verstand; für Faustine konnte es nur die gänzliche Niederlage der Mingotti bedeuten.

Der 9. Februar war zur Aufführung der großen Oper „Demofronte" festgesetzt, an welcher zwei der berühmtesten Männer der Zeit, der liebenswürdige Abbé Metastasio und der ausgezeichnete Hasse gemeinsam thätig gewesen. Ersterer wurde vielfach gebeten, von Wien herüber zu

kommen; doch die Winterkälte und sein Alter dünkten ihm genügende Entschuldigungen, diesem Wunsche nicht nachzugeben. Welch eine große Entfernung war es nicht von der Hauptstadt der Kaiserin-Königin bis zu der Residenz des deutschen Louis Quatorze! Welchen schlechten Wegen und noch schlechteren Herbergen hatte man auf diesem Wege nicht zu trotzen! Kein Wunder also, wenn es dem an behagliche Ruhe gewöhnten Abbé ein seine Kräfte übersteigendes Unternehmen schien.

Hasse hatte Alles aufbieten lassen, um bei dieser Vorstellung seine früheren Werke noch in den Schatten zu stellen. Prachtvolle Decorationen waren dazu von dem Theater-Baumeister Gallus Bibuna erfunden *) und mit großem Aufwand ausgeführt, so daß man mit Recht die höchsten Erwartungen von dem Abend hegte. Es war daher bei dem Hofmarschallamt ein Drängen und Ersuchen um Einlaßkarten, wie nie zuvor, und da nicht jeder Bittende erhört werden konnte, so gab es wiederum der Unzufriedenen sehr viele, welche den Bevorzugten ihre Mißgunst empfinden ließen. Die Stimmung in der Stadt war daher keineswegs eine friedliche oder freundliche.

Im italienischen Dörfchen, jenen kleinen Häuschen hart an der Elbe, welche jetzt der Wegräumung harren,

*) Sir Charles Williams.

sah es noch schlimmer aus; denn hier standen sich die Partei der Faustine und die Anhänger der Mingotti in offener Fehde gegenüber, und da Pater Guerini diesmal selbst betheiligt, so konnte er unter den von ihm nach Dresden geführten Compatrioten kein Vermittleramt übernehmen. Verlegen sah er der wachsenden üblen Stimmung zu. Der Theaterarzt aber warnte, daß das gelbe Fieber noch Alle ereilen würde, sobald sie in dieser gelben Laune beharrten. So kam der Abend heran.

Lautlose Stille herrschte im Theater. Es wußte ja Jeder, um was es sich hier handelte; der kleine Krieg war dem großen Publikum nicht fremd.

Faustine, in prachtvoller Kleidung, das stolze Haupt hoch getragen, die dunkeln Augen glänzend vor Erwartung des ihr bevorstehenden Triumphes, während ein gewisses nervöses Zucken um den Mund der heimlichen Angst Verräther ward, trat jetzt auf, und — stürmender Beifall empfing die längst gefeierte Sängerin. Der Hof, die Gesandten drückten alle ihre Theilnahme aus; Sir Charles Williams aber warf ihr eine mit kostbaren Steinen gezierte Lorbeerkrone zu, die, das Zeichen ihres Triumphes, sie begeistern sollte, und eine leichte Neigung ihres schönen Hauptes dankte dem Geber.

Nun aber — sollte die Mingotti erscheinen. Still war es wieder im ganzen Hause, athemlos lauschte man den

ersten Tönen dieses Adagio, womit sie selbst ihr Urtheil fällen sollte. Die Violinen begannen ihr Pizzicati — leise, leise setzte sie ein, nicht furchtsam, nein, mit einer Ruhe, einer Sicherheit, die in ihrer Lage Wahnsinn war; und dennoch — sang sie fort, steigerte leise, leise, und als sie nun zu der Arie: Le tutti i Mali Miei überging, da wurde ihr Gesang so ernst, rührend und pathetisch, daß nicht ihre Freunde, nein, ihre Feinde sich hingerissen fühlten und Alle sich bekannten, was sie gehört, das habe jede Erwartung übertroffen. — Hinter den Coulissen aber lauschte man nicht minder eifrig ihrem Gesange, wie vor denselben. Da stand Hasse, geisterbleich wie kalter Marmor, sichtlich tief erschüttert; da saß Faustine, das schöne Angesicht von Thränen überfluthet, und als jetzt der Gesang verhallte und der Vorhang fiel, da stürzte sie, übermannt durch die Kunst, auf die Bühne, schloß die Mingotti an ihre Brust und rief: „Weib, Du hast so göttlich gesungen, daß ich Dir selbst Deinen Triumph vergeben muß.“

Zehntes Capitel.

Wollen und Können.

Der Schnee hatte sich auf den Bergen gelöst und trieb von Mähren herab eine hohe Wasserfluth, welche unweit Dresden die Ufer der Elbe weit und breit überschwemmte und den Nothschrei der dadurch Leidenden in Jammertönen zum Himmel aufsteigen ließ. Mächtig rollte der Strom dahin, nicht achtend des den Menschen zugefügten Schadens; stolz kräuselten sich seine gelben Fluthen unter den Bogen der schönen Brücke, deren Pfeiler er nicht zu erschüttern vermochte, wie reißend er auch auf sie eindrang.

Von den Fenstern seines Palastes überschaute Graf Brühl dies wechselnde Schauspiel. Seine Stirne war umwölkt, das gewohnte Lächeln umspielte seine Lippen nicht. Er war allein, und konnte darum der Sorge gestatten, auf einen Augenblick seine Miene zu umdüstern.

So Vieles hatte er erreicht — und doch nicht Alles. — Zwölf Schlösser nannte er sein Eigenthum, drei hundert Diener harrten seiner Befehle, für jeden Tag des Jahres hingen zwei Anzüge in seiner Garderobe bereit. So Vieles durch sich selbst gewinnen, heißt viel

geleistet haben. Sollte er sich also nicht seines zurückgelegten Weges freuen?

Wenn er überschaute, was er besaß, so schwellte sich stolz seine Brust im Bewußtsein seiner Macht und ein Lächeln der Befriedigung umspielte seine Lippen. Aber — ein Flug seiner Gedanken, und es wurde Nacht auf seinem Angesichte. Ein Seufzer wurde laut. Es war ein schwarzer Punkt in seinem Leben, und dieser raubte ihm für immer Ruhe und Genuß.

Der Verräther schläft nie. Wer sicherte ihn davor, daß eines Tages nicht bekannt werde, wie und wo und wann er sein Vaterland an Oesterreich verkauft, und daß dann Schande auf ewig seinem Namen folgen werde!

Der eine schwarze Punkt! — Er bildete den Schatten, durch den des Günstlings scheinbar glänzende Bahn ihren verlockenden Reiz verlor.

Dieser Friedrich von Preußen, wie haßte er ihn, und wie ganz erwiderte dieser die Empfindung! Der strenge, ernste König mit dem klugen, klaren Blicke, wie schnell hatte er einen Brühl durchschaut und ihm fast ohne Worte verständlich gemacht, was er von ihm halte. Diesem Manne wieder zu begegnen, das war sein letzter Wunsch auf Erden. —

Jetzt stand er auf dem Punkte seinen König nach Warschau zu begleiten, wo man den von Rußland auf-

gedrungenen Beherrscher so wenig wünschte als liebte und nur mit Mühe die einmal gewonnene Stellung behauptete. — Hatte Brühl seine Laufbahn damit begonnen, durch die Ueberbringung der Krone Polens sich die Gunst August's III. zu erkaufen, so mußte eben diese Krone auch ferner den eitlen Fürsten bei diesem Gefühle der Dankbarkeit erhalten. Aber — wie schwer war es, ihn auf diesem Punkte stehen bleiben zu lassen! Wie schwer in einem fremden Lande den König zu spielen, wo die Einkünfte dieses Landes nicht einmal zureichten die Ausgaben zu bestreiten und das arme Sachsen einen Zuschuß zahlen mußte, um damit die habgierigen Polen dem Interesse des aufgedrungenen Herrschers zu gewinnen.

Mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, wie sie in des mächtigen Günstlings Seele wogten, saß Maria Antonia um eben diese Zeit am Fenster ihres Privatzimmers, eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie verfertigte für die Königin, ihre Schwiegermutter, ein Stomachale, das diese mit auf die Reise nehmen sollte, um sich damit gegen Krankheit zu schützen. Geschickt bewegte sie dabei die zierlichen Finger, als ob diese für die Nätherei gebildet, und sah dem Fortschreiten ihres Werkes mit eben der Lust zu, wie wenn sie eine Cantate setzte oder ein Lied dichtete.

Wem das Bedürfniß zu schaffen verliehen, der wird,

auf welche Weise es sei, diese Befriedigung suchen, denn dies: „Du sollst im Schweiße deines Angesichtes dein Brod essen!“ ist nicht ein Fluch, es ist der eigentliche Segen der Menschheit.

Ernste Gedanken wogten aber dabei in dem zierlich gelockten und gepuderten Haupte der jungen Fürstin auf und ab. Sie war seit einiger Zeit kränklich, sie hatte auf Befehl des Arztes ihre musikalischen Uebungen, sogar ihre Donnerstag-Conzerte einstellen müssen, und es wurde ihr schwer, ihrem Körper diese Vergnügungen ihres Geistes zu opfern. Indem sie nun auf diese Weise in ihrer individuellen Ausbildung einen Stillstand eintreten sah, widmete ihr immer reger Geist sich dafür andern Interessen, und so hatte sie denn ihre Muße benutzt, um sich mancherlei Kenntnisse über die Statistik ihres neuen Vaterlandes zu erwerben und seine Hülfsquellen der Einnahme, so wie seine Ausgaben kennen zu lernen. Dabei gewann sie eine Einsicht, wie viel mehr hier auf die Kunst verwandt sei, wie auf die Industrie, welche doch die eigentliche Basis des nationalen Wohlstandes ist, und sogleich entstanden allerlei Pläne in ihrem Kopfe, wie man diesem Mangel nachhelfen könne.

War sie auch für sich selbst keine gute Haushälterin, so wußte sie dem Staate gegenüber desto besser Rechnung zu führen. Bei der eigenen Börse war das Herz

der Schatzmeister, während die Finanzen des Landes ihr Kopf verwaltete, und dieser ließ sich von keiner Empfindung überraschen noch verleiten.

Die bevorstehende Abreise der königlichen Familie war ihr eine willkommene Begebenheit. Sie besaß in der bigotten und geistesarmen Königin eine strenge Richterin all ihres Thuns und Lassens, und freute sich, dieser Vormundschaft auf einige Zeit enthoben zu sein. Warschau war freilich nicht aus der Welt, auch dorthin konnte man noch über sie berichten; doch eine schriftliche Mittheilung fürchten schon Manche, die das geflüsterte Wort nicht scheuen, und dann waren so manche kleine Dinge kaum des Berichtes werth, weil sie ja lange geschehen, bevor man sie dort erfuhr. Genug, sie blieb sicher überzeugt, sich nun freier bewegen zu können, und fühlte sich innerlich schon im Voraus von einer Last befreit.

Dem Könige versprach sie eine eifrige Correspondentin zu sein. Nicht von Staatsangelegenheiten sollte sie ihm reden, sondern von Neuigkeiten, von dem schönen Castraten Belli und seinen Erfolgen in der Damenwelt, von ihren gemeinsamen Schützlingen in der Kunst, von dem jungen Neumann und seinen Fortschritten, und Raphael Mengs — genug, von allen ihren gegenseitigen Bekannten der Stadt sollte sie ihm reden und ihn von

ihrem Lieben und Haſſen, ihrem Streit und Hader unterrichten.

Maria Antonia verſprach das gerne. Sie beſaß eine gewandte Feder, ſie ſchrieb dem Könige franzöſiſch, und dieſe Plaudereien, die ihn unterhalten ſollten, gewährten ihr ſelbſt Vergnügen. Die witzige Darſtellung deſſen, was der Tag brachte, glich einer Compoſition, bei der ſie den Eindruck berechnen mußte, und darin lag ein Reiz für ſie.

Im Stillen nahm ſie ſich aber vor, dieſe Zeit ſeiner Abweſenheit nicht unbenutzt zu laſſen. Sie ſollte eines Tages dieſes Landes Beherrſcherin werden, wie konnte ſie daher gegen deſſen Verhältniſſe gleichgültig ſein! So wollte ſie denn verſuchen, ſich ganz behutſam mit manchen Perſonen und manchen Einrichtungen bekannt zu machen, die ſie über den wirklichen Stand der Dinge belehrten.

Abends wurde jetzt Karte bei ihr geſpielt. Der Churprinz und Graf Wackerbarth pointirten dabei mit Groſchen und nahmen den Damen das Geld ab. Trent un, Pharo, außerdem Minchiatti, Reversino, Comete waren die Spiele, womit man ſich beluſtigte.

An der Regierung durfte der Churprinz ſich in Abweſenheit des Königs nicht betheiligen, im Miniſterrathe wurde ihm keine Stimme zugetheilt. Brühl fürchtete nichts

so sehr als eine solche Einmischung. Maria Antonia ließ das geschehen, im Stillen denkend, es würde auch ihre Stunde schlagen.

In Abwesenheit des Königs wurden manche Feste eingestellt, die Schlösser des Grafen Brühl standen wie vereinsamt, die Stadt gewann ein Ansehen der Oede. Maria Antonia meinte sich jetzt erst darin umsehen zu können. Das Wetter war schön, die Kastanien prangten in schönster Blüthenpracht, Himmel und Erde legten ihr schönstes Sommerkleid an, und die heitere, lebensfrohe Fürstin genoß die Schönheit ihrer Mutter Erde. Die untergehende Sonne, die prachtvolle Mondscheibe, wenn sie hinter den Bergen der sächsischen Schweiz hervor wie eine mächtige Feuerkegel aufstieg, ein reich besäeter Sternenhimmel, dazu die mit Blüthenduft getränkte balsamische Luft, das Alles stand ihr zu Gebote, und durstig schöpfte sie aus dem vollen Kelche dieser schönen Natur.

Die Umgebung Dresdens gewann täglich an Reiz für sie, immer neue Schönheiten entdeckte sie in seiner Lage, in der Zusammenstellung von Thal und Höhen und dem dazwischen hinrauschenden mächtigen Fluße, in der Anlage der im Renaissance-Style so herrlich aufgeführten vielen Schlösser, welche nach allen Seiten hin dem Auge sichtbar wurden. Auf einem so kleinen Umfange so viel

des Schönen beisammen zu sehen, war gewiß eine seltene und sich nirgends wiederholende Erscheinung.

Wohl im Anschauen des Schönen, doch nicht in der Erkenntniß des Wahren, zeigte jene Zeit ihre Stärke. Was man von Ursache und Wirkung begriff, war noch Kindeslallen.

So erregte denn eine Verfinsterung der Sonne Schrecken, Entsetzen und die seltsamsten Ahnungen.

Maria Antonia mochte selbst von dergleichen Befürchtungen nicht frei sein. Vom Zwinger aus beobachtete sie dies Phänomen von den sich kreuzenden Himmelskörpern, deren Gesetze, ewig wie der Bau der Welt, keiner Willkühr, sei es selbst der ihres eigenen Schöpfers, unterworfen sind.

Hier hatten sich von nah und fern Menschen zusammen gefunden, welche, gleich ihr, die wunderbare Naturerscheinung zu betrachten wünschten. Mit schwarzen Gläsern standen sie erwartungsvoll umher, der gewichtigen Minute harrend.

Maria Antonia kannte das eigentliche Volk noch wenig. Durch die strenge Etikette der Höfe von aller Berührung mit den untern Schichten der Gesellschaft fern gehalten, waren ihr namentlich die arbeitenden Klassen und der goldene Mittelstand ganz ferne geblieben, und

nur in ihrem goldenen Wagen vorüberfahrend, hatte sie neugierig die ihr fremden Menschengesichter gemustert.

Heute sah sie sich unvermuthet ganz in ihre Nähe versetzt und war sogar im Stande einen Theil ihrer Unterhaltung zu überhören. Da sie der deutschen Sprache hinreichend mächtig war, um sogar durch ihren Dialect nicht gestört zu werden, so lieh sie ein aufmerksames Ohr, und vernahm nun, was sie in Erstaunen setzte, ein ernstes Gespräch über das am Himmel stattfindende Phänomen, begleitet mit Bemerkungen und Erläuterungen, welche ihr selbst eine neue Einsicht in die Sache gewährten.

Sie winkte Graf Wackerbarth zu sich heran.

„Ich bitte Sie," flüsterte sie ihm zu, „erkundigen Sie sich, wer jene beiden Männer sind, welche in der Astronomie so ungewöhnliche Kenntnisse zu besitzen scheinen, und stellen Sie sie mir vor. Ich kann von ihnen noch Vieles lernen. Jedenfalls bin ich im höchsten Grade überrascht, unter diesem Landvolke Kenntnisse verbreitet zu finden, welche sonst nur unter den Gelehrten an einer Universität zu Hause sind. Wo haben sie diese gewinnen können?"

Ihr Erstaunen sollte aber einen noch höheren Grad erreichen, als jene beiden Männer sich als wirkliche Bauern auswiesen, von denen der eine in Tolkewitz, der andere in Prohlis zu Hause war, und beide in der Umgegend

den Namen der „Bauerprofessoren“ führten, und hinter ihrem Pfluge solche Kenntnisse der Mathematik und Astronomie erworben hatten, daß der Letztere sogar der Verkündiger des 1758 erscheinenden großen Cometen ward.

Maria Antonia unterhielt sich lange und eifrig mit Beiden, ließ sich von ihnen die Constellation der Gestirne nochmals erklären, und lud sie dann zu sich in das Palais ein, wo sie sie glänzend bewirthete. Das Begegnen mit ihnen hatte sie seltsam aufgeregt. Sonst nur mit der Kunst beschäftig, trat ihr hier mit einem Male das Wissen in einer Gestalt entgegen, die ihre lebhafte Begierde wach rief, mehr zu erfahren, ihre Unkenntniß der Dinge, die sie umgab, abzustreifen. Es genügte ihr plötzlich nicht mehr, daß der Tag heraufzog und sie mit seinem Lichte erfreute, daß der Sonne Wärme den Keim in der Erde entfaltete, den Saft in die Bäume trieb und die Blüthen zu Früchten gestaltete, in denen sich neue Keime bargen. Es kam ihr jetzt Alles vor wie Schein, dem man die Hülle abstreifen müsse, um zu einer Wahrheit zu gelangen, welche diesen noch überbiete.

Als sie von den Bauern Abschied nahm, mußte jeder von ihnen seinen Wohnort genau bezeichnen, damit sie sie aufsuchen und mehr noch von ihnen lernen könne. Sie wollte die Wohnung sehen, worin Menschen mit solchen Kenntnissen weilten; sie wollte ihre Bücher, aus

denen sie geschöpft, kennen lernen, so wie die Instrumente, mit denen sie den Himmel durchspäht. Sie sollte dabei lernen, daß des Wissens Drang auch in Hütten seine Befriedigung finden kann.

Doch, wenn der Strom des Lebens noch mächtig in den Adern braust, kehrt das in den Wolken nach Wahrheit spähende Auge gar leicht zu diesem kleinen Erdball unter unsern Füßen zurück, und klammert sich daran mit all seiner Kraft, mit all seinem Wollen und Wünschen. Die Sonne lachte so hell. Die junge Fürstin erfreute sich der wiedergewonnenen Gesundheit. Es trieb sie, sich zu amüsiren.

Als die Sommerhitze stieg und der August brennende Glut versandte, siedelten sie nach Pillnitz über. Hier fand sie Landluft, Einsamkeit, Freiheit — in dem großen, sich an das Palais schließenden Garten allein umherzuwandeln, oder auch sich in einer Gondel schaukeln zu lassen.

Aber — in solchen Freuden herrschte Ruhe, Ruhe des Gemüthes, Ruhe der Empfindung, und Maria Antonia bedurfte und suchte Aufregung. Sie wollte nicht mit sich selbst leben, nicht mit sich selbst beschäftigt sein, sie begehrte sich zu vergessen über den Dingen, die sie nach Außen hin in Anspruch nahmen. Ungeduldig blickte sie von dem Fenster ihres Gemaches auf die flachen Ufer

des Stromes hinüber, ob ſich dort nichts ereigne, ob Alles heute noch eben ſo ſei, wie es dort geſtern geweſen, und ob die Welt und das Leben ſich zu einem gemeinſchaftlichen Stillſtand verſchworen.

Wer kennt nicht dies ungeſtüme Drängen des mit Jugendmuth erfüllten Herzens, durch Thatſachen angeregt zu werden, etwas zu erleben?

Maria Antonia erlebte in Pillnitz ſehr wenig. Sie erfuhr nicht einmal mehr, wie ſich die Künſtler beneideten, wie das Opernperſonal ſich zankte, und die Italiener, in Montecchi und Capuletti getheilt, ihre Fehden unter Guerini und Fauſtine fortſpannen. Sie erfuhr gar nichts; denn ſelbſt die Geſandten hatten Urlaub genommen und die Onkel des Churprinzen, der Chevalier de Saxe und der Graf Rutowsky, waren auf ihre Schlöſſer gegangen.

Eines Tages bei Tafel brachte ſie in Vorſchlag, man wolle einmal Comödie ſpielen. Was ſie nicht ſelbſt erlebte, konnte ſie auf dieſe Art doch in der Einbildung mitmachen. Erheitert durch den einmal angeregten Gedanken, ſuchte ſie nun auch ſogleich nach einem paſſenden Stücke umher, und verfiel nach einigem Nachſinnen auf „l'enfant prodigue“ von dem bewunderten Voltaire: denn franzöſiſch mußte doch einmal noch Alles ſein, theils, weil der Hof nur dieſe Sprache führte, theils auch, weil man im Deutſchen noch keine Theater-

stücke besaß, und die Neuber'sche Schauspielergesellschaft erst für den kommenden Winter in Dresden einen Versuch mit deutschen Vorstellungen zu machen beabsichtigte.

Der Churprinz, wie immer einverstanden mit dem, was seiner jungen Gemahlin Vergnügen gewährte, stimmte auch diesmal ihren Wünschen bei, und so schritt man denn, immer mehr bestärkt in dem Plane durch das gegenseitige Ausmalen desselben, zur Vertheilung der Rollen, wobei Maria Antonia, wie natürlich, sich selbst als Heldin auftreten ließ.

Bei diesem Theile der Verhandlung wandelte den Oberhofmeister, Baron von Wezel, ein Hüsteln an. Er räusperte sich, als ob er reden wollte, und doch nicht die rechten Worte finden könnte. Endlich wandte er sich an den Churprinzen und rief seinem Gedächtnisse zurück, daß Pläne der Art heute nicht zum ersten Male hier gebildet worden; denn er werde sich entsinnen, wie man früher zum Geburtstage der Königin „Esther" habe aufführen wollen, der König aber das Mitspielen der Prinzessinnen für unanständig erklärte.

Der Churprinz lächelte. „Das war in der Stadt," sagte er. „Jetzt aber sind wir auf dem Lande." Und damit abgewiesen, wagte der Mann der Etikette keinen weitern Einwand.

Kaum aber war die Tafel aufgehoben, so eilte er

in ſein Zimmer und berichtete an den Grafen Brühl dies ſchreckliche Vorhaben einer Churprinzeſſin von Sachſen.

Arme Maria Antonia! Sie glaubte frei zu ſein, und — hatte einen Oberhofmeiſter.

Indeſſen, ohne zu ahnen, auf welchem glatten Boden ſie auch mit ihren unſchuldigſten Freuden ſtehe, vertheilte ſie munter die Rollen und lernte die ihrige ein. Am ſchönen Morgen wandelte ſie mit dem Manuſkripte in der Hand in den Schatten ihres Gartenwäldchens hinaus und declamirte laut vor ſich hin, Gedanken, die ſie ſelbſt nicht hegen, Empfindungen, die ſie nie ausſprechen durfte. Oh! welche Erleichterung gewährte dies der oft ſo ſchwer gedrückten Bruſt!

Da kam ein Brief vom Grafen Brühl, welcher ihr den Abgrund zeigte, an dem ſie, inmitten ihrer unſchuldigen Luſt, wandelte. Mit diplomatiſcher Feinheit deutete er ihr an, wie gefährlich ein Vorhaben ſei, das gegen die Geſetze der Etikette des Hofes Auguſt's III. verſtoße; da ſie aber einmal ſo weit damit gegangen und nicht zurücknehmen könne, was ſo gut wie bereits geſchehen, ſo rathe er ihr, an den König darüber, wie von einer ſtattgefundenen Sache zu ſchreiben, und ihm, dem Grafen, das Fernere anzuvertrauen.

So mußte ſie ſich denn auf's Neue ihm verpflichtet fühlen, auf's Neue einem Mann, den ſie gleich ſehr

haßte und fürchtete, das Beschützeramt über sich anvertrauen, welches ihr Stolz ihm so gerne entzogen hätte.

So spielen die Umstände mit unsern Entschlüssen und machen unser Wollen zu ihrem Spiele.

Der kluge Hofmann hatte recht geurtheilt. Ein fait accompli nehmen wir hin, wie etwas, das uns nicht mehr berührt. So ließ sich denn der König in keine weiteren Erörterungen ein über diese Art der Lustbarkeiten, womit seine muntere Schwiegertochter sich vergnügte.

Aber nicht umsonst hatte der kluge Brühl sie empfinden lassen, wie strenge sie bewacht werde, wie demüthigend ihre Abhängigkeit sei. Der Traum ihrer Freiheit war damit ausgeträumt. Maria Antonia kehrte nach Dresden zurück, mit den fallenden Blättern, in sich tragend das Gefühl des gefangenen Vogels, der endlich seinen Käfig selbst dann nicht mehr verläßt, wenn dessen Thüre ihm weit geöffnet steht.

Sie wollte nicht immer auf's Neue der Fürsprache eines Brühl bedürfen; so wandte sie sich denn an den König selbst, so oft sie die Gewährung einer Bitte nachzusuchen hatte. Die kleinsten Wünsche, wie sie jede Frau fast unausgesprochen von ihrem Gatten bewilligt erhielt, mußte sie von Warschau aus als Gunstbezeugungen verlangen. Ein Tanz in ihren Zimmern bedurfte der Erlaubniß ihres königlichen Schwiegervaters, und immer

wieder war es Brühl, durch dessen Hand sie einen solchen Freibrief dazu erhielt, immer wieder drängte er sich zwischen sie und ihre neue Familie. Ein Balcon an ihrem Wohngemache wurde ihr gleichfalls durch seine Vermittlung gestattet, und zwar diesmal erst nach langem Zögern; denn der stolze Mann wollte der stolzen Prinzessin fühlbar machen, daß er es sei, der bis jetzt noch an diesem Hofe herrsche, und daß sie darum weise thue, auch bei ihm persönlich anzufragen. — Zu dieser Demüthigung verstand sich die Tochter und Enkelin von Kaisern nicht so leicht.

Elftes Capitel.

Der Künstler und sein Modell.

Ismael Mengs hatte Dresden verlassen und sich mit seiner ganzen Familie nach Rom begeben, seine alte Köchin nicht ausgenommen, welche seit dem Tode seiner Frau das Regiment im Hause führte und mit ehernem Scepter darin regierte. Gewohnheit ist ein schlimmer Tyrann, und Ismael war an seiner alten Barbara störrische Weise gewöhnt und konnte sie nicht mehr entbehren.

Sein Sohn Raphael genoß größerer Freiheit, seit

er in den Dienst August's III. getreten und von diesem eine Pension bezog. Mit den schönsten Hoffnungen betrat jetzt der Jüngling die Hauptstadt der schönen Künste, entschlossen hier sein Talent zu etwas Großem und Ganzem auszubilden und vermöge des ihm von seinem Vater anerzogenen Fleißes, vermöge der ihm mit Stockschlägen eingeimpften Ausdauer, ließ er nicht nach in seinem Fleiße, bis er sein Ziel erreicht.

Correggio und Titian wurden jetzt seine Vorbilder. An ihnen erstärkte sich seine Seele, mit ihnen schloß er sich ein in den herrlichen Räumen des Vatikan, dessen Mauern durch den großen Raphael geheiligt erschienen. Hier studirte er, hier copirte er, bis Aug' und Hand sich gebildet; hier begann er darauf in Oel zu malen, aber auf eine ihm eigenthümliche, neue Weise. Die Magdalene und das Portrait seines Vaters waren die Gegenstände dieser ersten Versuche.

Zufrieden mit diesem Anfange wünschte er aus dankbarem Herzen seinem Könige eine Probe seiner Fortschritte abzulegen durch die Uebersendung eines Bildes.

Die heilige Familie, nach Raphael, traf seine Wahl, und seine Mutter Gottes sollte darin den Typus jener Schönheit tragen, wie sie nur der warme Süden erzeugt.

Aufmerksam folgte nun des jungen Künstlers Auge den römischen Frauen, um unter ihnen das in ihm lebende

Ideal weiblicher Schönheit verwirklicht zu finden, wie es einer Mutter Gottes entspräche.

Da begegnete ihm eines Tages unterhalb der Ruinen des alten Kaiserpalastes ein Mädchen aus dem Volke, das an Schönheit alles von ihm bisher gekannte übertraf. Betroffen blieb er stehen und blickte ihr nach; dann entschloß er sich schnell und folgte ihren Schritten, bis sie sich, hinter dem Tempel der Vesta, in einem unscheinbaren Hause verlor. — Auch er begehrte nun hier Einlaß, und als er dann in die düstere Wohnung trat, fiel ihm in dieser Umgebung die Schönheit des Mädchens erst doppelt auf.

In Rom war dem Golde stets Alles feil; leicht wurde ihm daher auch von den Eltern des Mädchens die Einwilligung ertheilt, es als Modell benutzen zu dürfen; doch begleitete sie die alte Mutter auf den Wegen nach dem Atelier des schönen, blonden Künstlers, der, gleich Hasse, ein caro Sassone, ein caro Tedesco war.

Als der alte Papa Mengs davon hörte, fand er sich sogleich bei seinem Sohne ein, um über seinen Geschmack ein Urtheil zu fällen. Nicht mehr, wie sonst, schauete er ihm jetzt durch eine Spalte der Thüre zu. Raphael Mengs war nicht länger der schüchterne Sohn, dem die strenge Miene des Vaters imponirte und abhielt den Griffel in seiner Gegenwart unbefangen zu führen.

Der steife ernste Herr erschreckte jedoch das debutirende Modell, welches verschämten Angesichtes dem jungen Künstler gegenüber saß und seinem forschenden Blicke seine Reize preisgab. Dunkle Röthe überzog des Mädchens Wangen, als der alte Herr es jetzt durch eine große Brille zu fixiren begann und seine durchdringenden Augen spähend an ihr musterten. Verschämt schlug es davor den Blick zur Erde und wandte endlich das schöne Haupt angstvoll zur Seite.

Damit war die Stellung verloren und der junge Künstler in seiner Arbeit unterbrochen. Vorwurfsvoll wandte er sich zu seinem Vater um und legte den Stift aus der Hand.

Der alte Ismael begriff nicht, was das Mädchen an seinen Blicken auszusetzen haben könne, da es doch die leuchtenden Augen seines Sohnes so wenig zu fürchten schien. Seit lange war er dem wirklichen Leben viel zu sehr entfremdet, um diese Beziehungen zwischen Mädchen und Jüngling zu fassen, und von der Liebe verstand er nur noch den Ausdruck, welcher sich mit dem Pinsel wiedergeben ließ.

Dieser Ausdruck war nun allerdings sehr wichtig für einen jungen Künstler, der in der Madonna Angesicht die schönsten Empfindungen abspiegeln sollte; der alte Mengs hatte darum nichts dagegen, wenn das junge

Modell mit besonderer Zärtlichkeit zu seinem Sohne hinüberschaute, nur brauchte sie sich dabei durch sein Zusehen nicht stören zu lassen.

Aber immer wieder störte er sie.

So blieb denn kein anderes Mittel, ihr diese Furchtsamkeit zu nehmen, als sie seinem Sohne zur Gattin zu geben, und ihr damit die Berechtigung zu ertheilen, ihn zärtlich anzusehen.

Die schöne Italienerin hatte lange schon ihr Herz dem jungen, schönen Tedesco zugewandt, dessen lange blonde Haare prächtig sein stolzes Haupt umwallten. Ihre Einwilligung war daher leicht erhalten. Doch ihr Beichtvater erhob Schwierigkeiten. Er wollte kein Schaf aus seiner Heerde verlieren, und der junge Künstler war Protestant. Raphael Mengs sollte in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren, sonst ward dieser Ehe kein Segen ertheilt.

Die Liebe hat schon große Wunder bewirkt, warum also sollte nicht ein Künstler mit seinem Modell den Himmel theilen wollen? Nur den alten Ismael fürchtete man in der Sache.

Lange stand man an, ihm die Sache mitzutheilen. Endlich faßten die Töchter, aus Liebe zu ihrem Bruder, den Muth dazu.

Aber wie groß war ihre Ueberraschung, als der alte Mengs ganz ruhig erwiderte:

„Das habe ich mir auch schon gedacht. Raphael wird überhaupt die Heiligenbilder weit besser malen, wenn er ordentlich bei der Sache ist. Für einen rechten Künstler schickt es sich so am besten. Und dann sollt Ihr mir auch gleich mit übergehen, damit auch Ihr besser malen könnt und an den Heiligen keinen Anstoß nehmt, und anderer Seits auch, weil Geschwister Einen Glauben haben müssen."

Erstaunt überbrachten sie ihrem Bruder diese überraschende Entscheidung des Vaters, die alle Schwierigkeiten hob.

Am 16. Juli 1789 traten die Geschwister nun gemeinsam über, und nach diesem Act sollte dann sogleich die Verheirathung des jungen Paares folgen.

Der schöne, blonde Jüngling und die schwarzäugige Margareta Guazzi bildeten ein reizendes Paar. Alle Vorübergehenden blieben stehen, so oft sie miteinander den Corso hinab wandelten, oder sonst sich öffentlich sehen ließen. Seit der junge Künstler zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, war überhaupt viel von ihm geredet worden, sowohl Fremde wie Einheimische wünschten den talentvollen jungen Deutschen kennen zu lernen, und mancherlei Aufträge wurden ihm ertheilt, manche Anerbie-

tungen gemacht, die er ausschlug, weil er seinem Könige zuerst dienen mußte; diesem ein gelungenes Bild zu übersenden, war jetzt sein einziger Wunsch.

In der Kirche St. Pietro in vincolo hatte sich eine zahlreiche Menge eingefunden, um der Trauung des schönen Paares beizuwohnen. Der alte Vater Mengs, sauber gekleidet, führte die geschmückte Braut zum Altare, und nahm dabei eine ungewöhnlich heitere Miene an. Seine Töchter folgten ihm, für die Gelegenheit mit „neuen Lumpen“ bekleidet, wie er sich ausdrückte, und sahen mit Freudenthränen die Wünsche des geliebten Bruders gekrönt.

Als der Priester das Paar gesegnet, legte auch Ismael Mengs seine Hände auf Beider Haupt. „Der Herr segne Euch!“ sagte er feierlich, „und möchte die Frucht dieser Ehe ein Bild sein, das Dich, mein Sohn, unsterblich macht.“

Dieser seltsame Wunsch lockte ein Lächeln auf manche Lippe; doch Ismael gewahrte nichts davon; mit seinen großen Gedanken und von den glänzenden Hoffnungen für seines Sohnes Ruhm erfüllt, bot er seiner Tochter den Arm und stand im Begriffe sie gemessenen Schrittes aus der Kirche und in seine Wohnung zu führen, als eine Hand sich auf seine Schulter legte und seinen Weg hemmte.

Voll Erstaunen richtete er seine großen, ernsten Au-

gen auf die Person, die so unberufen sich in die Hochzeitfeier mischte, und sah den göttlichen Annibali vor sich.

„Wie? Sie hier?“ rief er freudig überrascht und umarmte ihn feurig. „Wie, Sie sind gekommen, göttlicher Sänger, um diesen Tag durch ein Lied zu verherrlichen, das diese Ehe würdig weihe! — Oh! Mein Annibali, wie groß ist meine Freude Sie zu sehen! Meine Tochter, küssen Sie diesem göttlichen Menschen die Hand, der wahrhaftig dem Himmel nur entstiegen ist, um unsere arme Erde durch sein Lied zu feiern.“

Das schöne junge Weib blickte halb lächelnd, halb verlegen den Fremden an, aber ohne der Weisung des alten Ismael zu entsprechen. Eine Römerin weiß nichts von solcher deutschen Demuth und Annibali hätte auch schwerlich diese Huldigung gestattet.

„Ich denke, Freund!“ sagte er lachend, „daß die Schönheit nicht minder, als die Kunst, himmlischen Ursprungs ist, und ich dieser jungen Frau meine Bewunderung lieber durch eine brüderliche Umarmung ausdrücken möchte, wenn Sie es gestatten.“

„So viel Sie wollen,“ rief Ismael leidenschaftlich. „Ja, mein göttlicher Annibali, Ihnen sei Alles gestattet.“

„Mit nichten, lieber Herr Vater!“ warf hier Raphael ein. „Ich muß dagegen portestiren und Ihren

göttlichen Sänger erſuchen, ſeine Bewunderung der Schönheit meiner Margareta nur im Liede an den Tag zu legen; alle andern Huldigungen muß ich mir verbitten."

Annibali lachte und nannte den jungen Künſtler einen Egoiſten, der ſeinen Schatz nur für ſich bewahre. — Iſmael ſah mißbilligend dazu. „Die Ehe iſt ja um der Kunſt willen geſchloſſen und ſein Modell wird Eigenthum der ganzen Welt. — Aber laſſen wir ihn und eilen heim. Sie theilen unſer Mahl, göttlicher Annibali, und würzen es durch ein Lied."

Der Sänger traute ſeinen Ohren kaum, als er den alten Iſmael von einem Feſte reden hörte, und in ſeine Wohnung tretend, eine wohlbeſetzte Tafel fand, an der die Geſellſchaft heiter Platz nahm. Man ſcherzte, man lachte, und Iſmael ließ es geſchehen. Man brachte endlich auch die Geſundheit des jungen Paares aus, ließ dann den König Auguſt leben, trank auf das Wohl des Vaterlandes, und wollte zum Schluße auch dem Vater des jungen Paares dieſe Ehre erweiſen; da erhob ſich dieſer von ſeinem Sitze, und ſein Glas hoch erhebend, nahm er das Wort:

„Um der Einigkeit meiner Familie willen, ſagte er, „werde ich dem Beiſpiele meiner Kinder folgen und in den Schooß der römiſch-katholiſchen Kirche zurückkehren; außerdem aber, um für die Tage zu ſorgen, von denen

man sagt, sie gefallen uns nicht — ich meine das Alter — meiner Köchin Barbara diese meine Rechte am Altare reichen und sie dadurch unwiderruflich an mich knüpfen."

Alle Anwesenden ließen ihr Glas sinken bei dem wunderbaren Schluß seiner Rede; seine Kinder blickten sich entsetzt an, wagten aber nicht zu reden; nur der Sänger Annibali, ein Lächeln mühsam unterdrückend, hatte den Muth dazu, und erwiderte: „Was den letzten Punkt betrifft, verehrter Freund, so dächte ich, Sie eilten damit nicht; denn die Bibel sagt: Heirathen ist gut, aber nicht heirathen ist besser."

Mengs schüttelte bedenklich sein Haupt.

„Sie sind ein vortrefflicher Sänger, lieber Annibali, aber ein leichtsinniger Mann, der nur für den Tag lebt," sagte er. „Ich aber richte meinen Blick in die Zukunft und trage Sorge mir ein einsames Alter zu ersparen."

„Kommt Zeit, kommt Rath," erwiderte der Sänger lustig. „Mit zwei Töchtern finde ich Sie so sehr verlassen nicht." Und sein Glas emporhebend, setzte er hinzu: „Den Schönen von der Elbe Strand, den Mädchen im Sachsenland, die auf den Bäumen gewachsen!" und jubelnd stießen alle Gäste mit an. Nur der

alte Mengs machte eine bedenkliche Miene und trank keinen Tropfen.

„Nun?“ fragte ihn der Sänger. „Sie wollen auf das Wohl Ihrer Töchter Ihr Glas nicht leeren?“

„Verzeihen Sie es mir!“ erwiderte Ismael traurig. „Ich finde, Sie sind nicht ganz bei der Wahrheit geblieben. Sie sind, wenn auch ein göttlicher Sänger, doch als Mensch ein Schmeichler; denn, dem Himmel sei es geklagt, mit dem Wachsen der schönen Mädchen auf den Bäumen Sachsens ist es wohl nie weit her gewesen; keine meiner Töchter ist mir darum zum Modell brauchbar emporgewachsen, und mein Raphael hätte lange suchen können, bevor er zu Hause eine Schönheit, wie seine Margareta ist, entdeckt. Machen Sie also meinen Mädchen nichts weiß, göttlicher Annibali, denn sie sind zum Malen in der Welt da.“

„Ah! Ich vergaß das,“ rief Annibali laut lachend. „Also, mein alter Freund, ein Glas auf die Modelle, welche der Künstler nur auf wälschem Boden findet!“

Zwölftes Capitel.

Die Geistererscheinungen.

Unruhig wanderte Maria Antonia früh Morgens in ihrem Gemache auf und ab. Sie hielt ein offenes Schreiben in der Hand, dessen Inhalt sie lebhaft bewegt zu haben schien; denn ihr Gesicht war bleich, die Hand, welche das Blatt hielt, zitterte. Ihrer innern Aufregung Herr zu werden, bedurfte sie der körperlichen Bewegung.

Nochmals las sie den Brief durch, der ihr eine für sie so bestürzende Neuigkeit gebracht; dann warf sie ihn auf den Tisch und ließ ihn dort unbesorgt um das Auge der Neugierde liegen (denn für den nicht Kundigen enthielt er Hieroglyphen, nur verständlich für den Besitzer des Schlüssels) — während sie in das Gemach des Churprinzen eilte.

Sie fand diesen allein, wie es sonst um diese frühe Morgenstunde selten der Fall war.

„Ich bin außer mir, Christian!“ redete sie ihn an, und ihr junger Gemahl gewahrte zugleich ihr bleiches Gesicht, ihr vor Aufregung glühendes Auge. — „Ich erhalte so eben einen Brief von meiner Mutter aus München... Oh! mein Gott!“

Sie konnte nicht weiter reden, warf sich auf einen Stuhl, schlug die Hände vor die Augen und brach in lautes Schluchzen aus.

„Aber Antonia!“ sagte der Prinz begütigend, und wollte die Hände von ihrem Gesichte fortziehen, um die Thränen aus ihren Augen wegzuküßen.

„Ach! Christian!“ flüsterte sie mit halber Stimme, gebrochen durch die aufsteigenden Seufzer ihrer belasteten Brust, und schlug beide Arme um seinen Nacken. „Ach! mein theurer Gemahl! Welch ein wunderbares Räthsel ist doch das Menschenleben auf dieser Erde, und wo ist die Brücke erbaut zwischen dem Diesseits und Jenseits, dem Sein und dem Nichtsein? Wer kann uns Gewißheit darüber geben, ob der Tod ein wirkliches Scheiden von hier ist, oder ob die geängstigte Seele zurückzukehren vermag zu denen, welche ihr theuer sind, um über deren Wohl zu wachen, sie mit Sorge, Ermahnung, Warnung zu umgeben — wer vermag uns hier Auskunft zu ertheilen?“

„Die Kirche!“ sagte der Prinz ernst. „Wende Dich an Deinen Beichtvater, und er wird Deine Zweifel lösen.“

Maria Antonia bewegte verneinend ihr Haupt. „Nein, nein!“ sagte sie wie abwehrend. „Dort erhalte ich keine Antwort auf Fragen, die sie als gotteslästerlich

verwirft. Dort erhalte ich nur Vorwürfe, daß ich dem Teufel geſtattet in meinem Herzen ſolche Zweifel anzuregen, und muß meinen Durſt nach Wahrheit mit Beten, Kaſteien und Meſſen gut machen. — Nein, nein! Dort iſt kein Heil für mich!“

„Wäre es denn aber nicht wirklich beſſer, Du gäbeſt dieſem Drange nicht nach, wiſſen zu wollen, was wir nicht wiſſen ſollen? — Warum auch dies uns weiſe verſchloſſene Buch unſerer Zukunft vorwitzig eröffnen wollen? — Mir ſcheint, es könne das nicht Segen bringen.“

„Warum? — Ach! Chriſtian, das iſt es ja eben, dieſes Warum?“ rief die junge Frau, und ſchlug die Hände gefaltet über ihrer hochſchlagenden Bruſt zuſammen. „Das iſt ja eben der traurige Fluch, womit ich verfolgt werde! Ich rede ja nicht aus eitlem Wahn, es iſt ja nicht ein Traumgebilde dieſer Nacht, das mich aufſtört und am Tage Geiſter erblicken läßt, wo keine ſind — es iſt ja die wirkliche und poſitive Wahrheit, daß mein Vater, der Kaiſer, umgeht,“ ſetzte ſie mit leiſer werdendem Tone, als fürchte ſie ſich vor ihrer eigenen Stimme, hinzu, und ein innerer Schauder durchzitterte ſie dabei.

Der Churprinz blickte ſie wie erſtarrt an. In ſeinen Mienen ſprach ſich eine Bedenklichkeit aus, welche der

jungen Frau zu gelten ſchien. Hatte ſie ihren Verſtand verloren?

„Was meinſt Du, Antonia?“ fragte er und ſah ſie ſorgenvoll dabei an.

„Ich meine, was ich ſage,“ erwiderte ſie gefaßter, und legte ihr Haupt, wie ermüdet, an ſeine Schulter. „Kaiſer Karl VII. iſt noch auf der Erde; ob nur geiſtig, oder ob auch leiblich, das kann ich nicht behaupten, genug aber — er iſt da.“

„Aber wo denn?“ fragte der Churprinz halb ungeduldig. „Wer hat ihn denn geſehen? Doch nicht Du?“

„Nicht ich!“ ſeufzte Antonia. „Gottlob, nicht ich! Aber wer kann wiſſen, was mir noch bevorſteht? Denn es ſcheint, er ſuche grade mich. Ich war ja ſein Lieblingskind, Du weißt es.“

„Wenn er Dich ſuchte, ſo glaube ich, würde er Dich auch zu finden wiſſen,“ ſagte der Churprinz halb lächelnd. „Die Sache muß alſo doch auf einem Irrthume beruhen.“

„Ich ſage Dir, nein!“ rief die Prinzeſſin heftig und faltete die Stirne. „Ich bin doch kein Kind, das nicht weiß, was es ſpricht. — Mein Vater geht um. Man hat ihn ſchon häufig erblickt, und meine Mutter ſchreibt

mir eben heute, daß er in meinem Zimmer gesehen worden, und daß Alle, die dort bis jetzt geschlafen, vor Schrecken fast gestorben sind. — Er muß mich holen wollen, es kann nicht anders sein, und — ich liebe das Leben, Christian. Ich mag nicht sterben. Ich bleibe so gerne noch bei Dir."

„Und wirst auch hoffentlich noch lange, lange bei mir bleiben," erwiderte der junge Gatte zärtlich; „denn Dein Vater wird uns nicht trennen, er wird Dich nicht zu sich berufen wollen, so lange Du Dich hier glücklich fühlst. Schlage Dir die Sache aus dem Sinne. Denke nicht weiter daran. Es muß eine Einbildung thörichter Menschen sein."

„Nein, nein. Der Meinung bin ich nicht!" rief die junge Frau bestimmt. „Die Sache ist wahr, davon bin ich so fest überzeugt, wie von meinem Leben, und Dein Bemühen, sie mir auszureden, ist vergeblich. — Es handelt sich nur darum, was meinen Vater auf diese Erde zurückgeführt. Oder — sollte er sie etwa noch nie verlassen haben? — Es gibt Beispiele, Christian — von einem Scheintode — von einem künstlich herbeigeführten langen Schlafe — von einem Erwachen in der Gruft.... Die Geschichte nennt uns solche Fälle — Kaiser Karl VII. war ein junger Mann, als er starb — wie, wenn man ihn nur scheinbar hätte sterben lassen?"

Sie ſah ihren Gatten groß und fragend an. „Unmöglich!“ erwiderte dieſer abweiſend. „Du warſt ja an ſeinem Krankenbette. Du weißt ja, wie und woran er geſtorben. Rede Dir doch ſo etwas nicht ein.“

„So ſollte denn die Seele eines Abgeſchiedenen wirklich zu uns zurückkehren können? Sollte im Stande ſein die Geſtalt noch einmal anzunehmen, welche ſie ſo lange vor unſern ſichtbaren Augen trug? — Armer Vater! Was ſtört denn Deine Ruhe im Grabe? Sorge um mich? — Droht mir eine Gefahr? Willſt Du mich vor einem Unglück warnen? — O, ſo rede! Laß mich Deine liebe Stimme vernehmen. Flüſtere in mein Ohr Worte, die mir ein Fingerzeig ſeien, die mich retten können.“

Der Churprinz wurde hier abgerufen, um die ſo eben aus Warſchau eingelaufenen Briefe in Empfang zu nehmen. Er freute ſich, ſeine Gattin durch dieſe Mittheilungen zerſtreuen zu können, und übergab ihr, in das Gemach zurückkehrend, die Schreiben von dem Könige, der Königin und dem Grafen Brühl, welche alle Drei einen lebhaften Briefwechſel mit ihr unterhielten, um dadurch ſowohl der eigenen Neugierde als auch dem Intereſſe zu dienen, das eine neue Sonne immer beanſpruchen wird; denn Jeder weiß, ſie wandert ihrer Mittagshöhe zu. —

Nachrichten aus der Ferne haben für uns Alle einen

großen Reiz; darum ist das Empfangen von Briefen ein so angenommen willkommenes Ereigniß, nicht allein der Neuigkeiten halber, die sie bringen, sondern wegen des weiten Reiches von Möglichkeiten, womit die Erwartung unsere Phantasie zu spielen lehrt.

So vergaß denn Maria Antonia, indem sie die Siegel erbrach, auf einen Augenblick alle Erscheinungen abgestorbener Seelen, und kehrte mit ihren Gedanken zu der nächsten Wirklichkeit zurück. —

Auch der Churprinz ging seine empfangenen Depeschen durch.

Seine Miene wurde dabei nachdenklich. Mehrere Male unterbrach er sich selbst in seiner Lectüre und ließ seinen Blick eine Minute lang forschend auf dem Gesichte seiner Gemahlin ruhen. Dann, als hätte er in ihren Zügen eine Beruhigung gelesen, kehrte er mit befriedigter Miene zu seiner Lectüre zurück. — Lange vor ihr hatte er damit geendigt; doch wartete er schweigend ab, bis sie mit dem Lesen ihrer Briefe fertig geworden, ehe er ein Wort über den Inhalt der seinigen laut werden ließ.

Jetzt lachte sie plötzlich laut auf.

„Man scheint Dir lustige Sachen zu melden?“ sagte der Churprinz fragend. „Mit mir ist man nicht so gnädig verfahren.“

„Wie so?“ fragte Maria Antonia zerſtreut, und las immer noch weiter. „Nein, denke Dir, es iſt auch wirklich zu luſtig, daß dem guten Brühl geträumt haben will, ſeine Großmutter gehe bei Nacht in unſerm Palais ſpazieren, und erſchrecke unſere Diener und Wachen, und daß er von mir einen Bericht über ihr Ausſehen fordert, ſo wie, wohin ſie ſich verliere. Nein, das iſt wirklich zu luſtig!“

„Es wird dem Grafen wohl damit nicht ſo ernſt ſein. Es iſt gewiß nur eine Falle, die er Dir ſtellt.“

„Wie das?“ fragte die Prinzeſſin verwundert.

„Sieh, was man mir über die Sache ſchreibt,“ erwiderte der Prinz ernſt und reichte ſeiner Gemahlin den eben geleſenen Brief hin.

„Dir!“ rief Maria Antonia verwundert. „Alſo auch Dir?“ — Ihre Augen begegneten ſich, und feſt und tief verſenkte der Churprinz ſeinen Blick in die hellen blauen Sterne ſeiner Gattin, als wolle er ihr bis in die tiefſte Seele ſchauen.

„Nein!“ ſagte er dann plötzlich ſehr beſtimmt und legte ſeine Hand auf ihr Haupt, „Du täuſcheſt mich nicht. Was es auch ſei, Dein Herz iſt frei von Schuld.“

„Um Gott! Prinz! Was iſt vorgefallen? Warum dieſer feierliche Ton?“ rief Maria Antonia beſtürzt.

„Lies!“ ſagte der Prinz. „Oder beſſer — lies nicht. — Es würde Dich nur unnütz kränken.“

„Wie, was? Ich muß es wiſſen!“

„Gut denn. So ſollen wenige Worte von mir Dich in dieſe unerhörte Verläumdung einweihen, die ein dummer Spaß eines dummen Höflings ſein muß, womit er ſich ein Trinkgeld verdienen wollte. — Man hat nach Warſchau berichtet, daß man Dich bei nächtlicher Weile auf dem Zwinger promeniren geſehen.“

Maria Antonia erbleichte, bis alles Blut aus ihrem Geſichte entwichen ſchien; ſo ſaß ſie einen Augenblick wie verſteinert da, mit Augen, die nicht ſahen, und Lippen, die keines Wortes mächtig waren. Dann ſank ſie in ihren Seſſel zurück, aber ohne daß eine Ohnmacht ihre Sinne umnebelte und ſie des Bewußtſeins ihrer Pein enthob; nur wie erſtarrt war in ihr alles Leben. Plötzlich aber kehrte das Blut in ihre Wangen zurück, ein friſcher Impuls ſchien ſie zu beleben, und ihrem Gatten zu Füßen fallend, hob ſie die Hände flehend zu ihm empor und rief: „Chriſtian! Rette mich!“

Gerührt, bewegt ſah dieſer das geliebte Weib zu ſeinen Füßen. Selbſt wenn es jetzt eine Schuld zu bekennen gehabt, würde er ihm haben verzeihen müſſen.

„Steh' auf, Antonia!“ ſagte er weich und wollte ſie erheben. „Steh' auf! An meinem Herzen iſt Dein Platz; nicht ſo!“

„Doch, doch! Nicht bis Du mir verziehen, nicht bis Du Deinen Schutz mir zugeſagt, weiche ich von dieſer Stelle.“

„Du brauchſt meine Verzeihung nicht, Antonia!“ ſagte der Churprinz bewegt. „Ich glaube es nicht und will es nicht glauben, daß Du ihrer bedarfſt.“

„Ich bedarf Deiner Verzeihung, mein theurer Gatte!“ ſagte die junge Frau mit der warmen Haſt beſorgter Liebe. „Ich habe ein Unrecht begangen, indem ich ohne Dein Wiſſen um Mitternacht das Palais verließ.“

„Das alſo haſt Du gethan? Alſo doch!“ ſagte er vorwurfsvoll, und tiefer Schmerz malte ſich in ſeinen Mienen.

Sie nickte nur ſtumm bejahend.

„Ich habe es gethan,“ fügte ſie dann gefaßter hinzu, „in der Hoffnung, daß es ein Geheimniß bleiben würde. Aber, Gott weiß es, an dieſem Hofe ſchläft der Verräther nie, ſo hat man mich auch bei dieſer unſchuldigen Promenade belauſcht, um mir ein Verbrechen daraus zu machen.“

„Unschuldig nennst Du den nächtlichen Ausgang einer Churprinzessin von Sachsen?“ fragte der Prinz und sah sie kopfschüttelnd und traurig an.

„Unschuldig in meinem Herzen und vor Gott, unschuldig in meinem Gewissen — doch freilich ein Verbrechen in den Augen der Welt.“

„Und Dein Zweck?“

„Ich wollte die Sterne sehen, wollte den Jupiter in seinem Zenith belauschen. — Ich hatte mir ein gutes Fernglas von dem Prohlis besorgen lassen — Du weißt es — und schlich damit, begleitet von meinem Garderobenmädchen, um Mitternacht hinaus, ungesehen, wie ich meinte, um den gelehrten Bauer zu treffen und mich von ihm belehren zu lassen. — Ich war verkleidet, Niemand konnte mich erkennen. Ich glaubte mein Geheimniß so sicher bewahrt, und freute mich so lebhaft über diese kleine, von mir gestohlene Freiheit! — Es war mir so neu, so seltsam, Niemandem Rechnung ablegen zu müssen von meinem Handeln, ich betrachtete den Himmel und die Erde wie mit neuen Augen, ich glich einem Kinde, das zum ersten Male der leitenden Hand seiner Bonne entbehrt. — Und als ich nun den herrlichen Jupiter sah und den Saturn mit seinem mächtigen Gürtel, und mir diese Pracht der Welten über den Welten vorstellte — da hätte ich, im Angesichte des Unendlichen, leicht alles

Endlichen vergeſſen mögen, und wahrlich! es erſchienen mir die Geſetze unſerer Etikette neben den großen Geſetzen, nach denen ſich das Weltall bewegt, zu klein, um der Erwähnung werth zu ſein.“

„Warum aber, wenn Deine Promenade wirklich keinen weitern Zweck hatte, als die Geſtirne zu betrachten, konnteſt Du nicht wenigſtens mir Deine Abſicht vertrauen?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Weil ich Dein Nein befürchten mußte, und dann — durfte ich nicht mehr hinaus.“

„Gewähre ich Dir denn ſo ungerne einen Wunſch, daß Du mein Nein vorauszuſetzen brauchteſt?“

„Gewiß nicht, Chriſtian. Darum aber wollte ich Dich nicht in die Verlegenheit ſetzen, zum erſten Male mir eine Bitte abſchlagen zu müſſen. Denn abſchlagen mußteſt Du ſie. — Was hätte der König geſagt, wenn Du mir geſtattet bei Nacht luſtwandeln zu dürfen? — Wie ungehalten wäre die Königin gar geweſen, wenn ſie von einem gottloſen Wiſſen anderer Welten gehört? — Nein, nein! Es war unmöglich, daß Du mich gewähren laſſen könnteſt, ohne den ganzen Hof gegen Dich aufzubringen, ich mußte daher heimlich meinen Wunſch befriedigen oder ganz davon abſtehen. So verſuchte ich denn mein Heil — mit welchem Erfolge, das ſiehſt Du.“

Sie sah ihn demüthig bittend an. Er zog sie an seine Brust.

„Es mag sein, daß Du Recht hattest," sagte er dann nachdenklich; „dennoch schmerzt es mich, daß Du heimlich, ohne mein Wissen gehandelt, und soll ich Dir verzeihen, so mußt Du mir vorher versprechen, nie wieder einen Gedanken oder einen Wunsch vor mir zu verbergen; dagegen sage ich Dir zu, daß, wo es sein muß, ich lieber Andere mit Dir gemeinsam täuschen werde, als daß ich selbst der Hintergangene sein mag. Willst Du das eingehen? Willst Du mir zusagen, nie wieder einen Schritt ohne mein Wissen zu thun, sobald ich Dir dagegen die Gewähr leiste, Dir nie ein Hinderniß in den Weg zu legen? Thue was Du willst, und was Du vor Gott und Deinem Gewissen verantworten kannst; ich halte Dich nicht davon ab, nur laß mich Dein Vertrauter sein. Du hast ja Verstand genug, um einzusehen, was Dir schaden kann, und wirst Dich selbst lieb genug haben, Dein eigenes Beste zu wollen; handle daher nach freier Willkür — die Folgen sind ja für Dich da. Mir gegenüber bist Du frei, völlig frei!"

Die junge Fürstin warf sich gerührt an seine Brust. „Edelster, bester aller Männer!" rief sie aus; „wie kann ich Dir danken für so viel Güte, so viel Großmuth, als indem ich sie nie mißbrauche! In die-

ſer Freiheit, die Du mir gewährſt, liegt ein weit bindenderer Zwang, als in der ganzen Etikette dieſes ceremoniöſen Hofhaltes. Hätte ich geahnt, wie groß Deine Selbſtverleugnung ſein könne, ſo würde ich Dir meine Abſicht vertraut und mir damit dies beſchämende Bekenntniß einer Heimlichkeit, die als ſolche eine Schuld iſt, erſpart haben. Aber nie, nie ſoll es wieder geſchehen!"

„Damit iſt der Friede geſchloſſen!" ſagte der Churprinz lächelnd; „nun aber laß uns überlegen, auf welche Art wir am vortheilhafteſten die Waffen ſtrecken. Vor Allem gilt es Jene in Warſchau mit ihren Verläumdungen Lügen zu ſtrafen und ſammt dieſen promenades nocturnes lächerlich zu machen. Suche alſo Deine beſte Laune heraufzubeſchwören und ſchreibe dem Könige allerlei drollige Schnurren, wobei Du Deines Bruders Bericht über die vision formidable in Deinem Zimmer in München mit einflechten kannſt; dann werden ſie über die Geiſter in Baiern die Geiſter in Sachſen vergeſſen, und, indem ſie jene auslachen, nicht ſelbſt wegen ähnlicher Vorgänge bei uns und ihren Glauben daran ausgelacht werden wollen."

Heller Sonnenſchein hatte ſich während dieſer Rede ihres Gemahls über das Angeſicht der jungen Frau gebreitet. Ihre großen blauen Augen lachten, ein muthwilliges Lächeln umſpielte ſogar ihren Mund.

„Weißt Du, was ich thun werde?“ sagte sie vertraulich. „Ich schreibe dem Könige, daß der Geist meines seligen Vaters mir Nachts meine Kleider weggeholt und darin im Zwinger spazieren gegangen ist. Diese Geschichte will ich ihm so drollig vortragen und sie so hübsch ausschmücken, daß ihm der Ernst der Sache darüber aus dem Sinne kommen soll. Ja — ich will ihm sogar eine Zeichnung der Erscheinung beilegen, möglichst ähnlich dem Dir davon entworfenen Bilde. Glaubst Du nicht, daß dies seine Wirkung thun werde?“

„Ich glaube Alles, was meine Antonia glaubt,“ sagte der Churprinz, und zog das anmuthige junge Weib zärtlich an seine Brust.

Ende des ersten Bandes.

Verlag von **Kober & Markgraf** in Prag.

Uffo Horn: Bunte Kiesel. Erzählungen. 14 Bogen. 8°. Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr. = 1 fl. 80 Nkr. Ö. W.

Gellert im Karlsbade, Johannesbrunn, Die Mühltraud, Die schöne Insel, Auch noch heute — sind das Einzige, was der Dichter des „**Ottokar**" im Laufe der letzten sechs Jahre im Gebiete der Erzählung geschaffen und hier als „**Bunte Kiesel**" veröffentlicht. Es sind gediegene, aus geistiger Ruhe und Reife hervorgegangene Dichtungen, die den Verfasser der „**Böhmischen Dörfer**" und „**Aus drei Jahrhunderten**" seinem zahlreichen Leserkreise von Neuem werth machen werden.

Jean Charles (Braun von Braunthal): **Napoleon II.** Historischer Roman. Zwei Theile in einem Bande. 8°. 20 Bogen. Eleg. geh. 1 Thlr. 2 Ngr. = 1 fl. 60 Nkr. Ö. W.

Obgleich vor Kurzem erst ein Roman erschien, der gleichfalls das Leben des **Herzogs von Reichstadt** zum Thema hat, so dürfte der hier angekündigte schon deßhalb Beachtung finden, weil derselbe sich nicht an jenen Fabelbau lehnt, den Barthélemy u. A. auf Kosten des **Kaisers Franz** und **Metternich's** seinerzeit aufstellten, sondern in pikanter Form und nach **authentischen Quellen** gehalten ist, die dem Verfasser — in seiner hiezu besonders günstigen Stellung — ganz allein zu Gebote standen. Für die Abnehmer von Kober's „**Album**" sei noch bemerkt, daß der Roman in dieser Sammlung **nicht** erscheinen wird.

Verlag von **Kober & Markgraf** in Prag.

Leopold Kompert: Böhmiſche Juden. Geſchichten. Zweite wohlfeile Ausgabe. 8°. 27 Bogen. Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr. = 1 fl. 80 Nkr. Ö. W.

Inhalt: **Der Dorfgeher. Eine Verlorene. Trenderl.**

Die **„Böhmiſchen Juden“** haben bei ihrem erſten Erſcheinen ſchon ein gerechtes Aufſehen erregt durch die treffliche Charakteriſtik und naturwahre Schilderung der aus dem Leben gegriffenen Geſtalten und Verhältniſſe. Jetzt, wo die **Judenfrage** allenthalben wieder im Vordergrunde ſteht, dürfte ein Buch, das, wie die **„Böhmiſchen Juden“**, zur Anregung und einer, unſerer Zeit angemeſſenen Löſung dieſer Frage weſentlich beitragen, neue Beachtung verdienen und finden. Der Preis iſt bei dieſer neuen Ausgabe um ein Drittheil mäßiger geſtellt als bei der erſten Auflage.

Alfred Meißner: Seltſame Geſchichten. 16 Bogen. 8°. Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr. = 2 fl. Ö. W.

Die Tage des Teufels, Die Schifffahrt des Schneidermeiſters Klaus, Der Spieltiſch Peter des Großen, Ein Abend im Irrenhauſe, Der Müller vom Höft — dieſe wirklich **„ſeltſamen Geſchichten“** vereinigen in der glücklichen Wahl der Stoffe, der tief-pſychologiſchen Charakteriſtik und phantaſievollen Darſtellung alle jene Vorzüge, die dem Dichter der **„Sanſara“** ſchnell auch den Ruf eines bedeutenden Erzählers verſchafften.

Verlag von **Kober & Markgraf** in Prag.

Leopold Kompert: Neue Geschichten aus dem Ghetto. 2 Bände. 8°. 36 Bogen. Eleg. geh. 2 Thlr. 10 Sgr. = 3 fl. 50 Nkr. Ö. W.

Inhalt: I. **Eisik's Brille. Roßhaar. Die Schweigerin. Der Min. Franzefuß.** II. **Die Prinzessin. Julius Arnsteiner's Beschau.**

Mit diesem Buche betritt der Verfasser nach langer Zeit wieder jenes Gebiet, auf dem er sich mit von Publikum und Kritik gleich anerkannter Meisterschaft bewegt, nämlich das Gebiet der **Erzählungen aus dem jüdischen Volksleben.** Die neue Sammlung schließt sich dem bereits in 3. Auflage erschienenen **„Aus dem Ghetto"** gleichen Genres an, nur daß dies neue Werk, hervorgegangen aus reiferen Anschauungen, naturgemäß auf einer **höheren Stufe der Vollendung** steht, und so die alten Freunde **Kompert's** befriedigen, ihm gewiß auch viele neue zuführen wird.

Hieronymus Lorm: Intimes Leben. Novelletten. 8°. 19 Bogen. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. Ö. W.

Blanche, Die Gouvernante, Hol' über! — diese neuesten Novelletten des auch in den **höheren** Kreisen beliebten Autors behandeln das gleiche psychologische Problem, nämlich die Conflicte der Seele und des Herzens, die ein **„intimes Leben"** differirender Elemente hervorrufen kann, und die in ihren Consequenzen oft von erschütternder Wirkung sind. Gewiß wird das Buch überall, wo **höhere Bildung** und Empfänglichkeit für **feinere** Seelengemälde zu finden, gefallen.

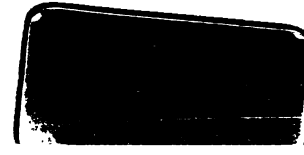
Verlag von **Kober & Markgraf** in Prag.

Levin Schücking: Aus den Tagen der großen Kaiserin. Historische Novellen. Zweite Auflage. 21 Bogen. 8°. Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.= 1 fl. 80 Nkr. Ö. W.

Die große Maria Theresia! Wem schwebte nicht bei diesem Namen ein hehres Frauenbild voll geistiger Kraft und Hoheit vor Augen! Dieses hehre Frauenbild führt nun der beliebte Erzähler in zwei historischen Novellen vor, die, trotz verschiedener Stoffe, in der Hauptfigur der **großen Kaiserin**, in der Zeit und dem Schauplatze der Handlung dennoch einen organischen Zusammenhang haben, und durch treffende Charakteristik ebenso wie durch gewählte Sprache sich auszeichnen. Binnen fünfzehn Monaten war die erste Auflage von 4000 Expl. **verkauft**: gewiß die beste Empfehlung für das von Publikum und Kritik gleich beifällig aufgenommene Werk.

— — **Der Held der Zukunft.** Roman. Zweite Auflage. 18 Bogen. 8°. Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.= 1 fl. 80 Nkr. Ö. W.

Erschien 1855 in Kobers **„Album"** und war seit 3 Jahren **gänzlich vergriffen.** Es ist ein mit kühnen Strichen entworfenes humor- und pointenreiches Gemälde modern socialen Treibens und Ringens, das bei seinem ersten Erscheinen u. A. von der Leipziger Illustrirten Zeitung als **„ein mit Virtuosität durchgeführter Roman"** hervorgehoben wurde.

---

3 2044 011 802 402